



# „Ostland“

Zeitschrift für  
die Kultur der  
: Ostdeutschen :



Herausgegeben von der:  
Modernen Bücherei  
Geleitet von Dr. R. Esaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal  
und ist zu beziehen durch  
alle Buchhandlungen, Zeitungsverschliffe und  
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt  
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

# Ostland

## Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. III.

Erstes Dezemberheft

1920.

### Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XV. (Fortsetzung.)

Schon seit Wochen fiel der Regen, ein kalter Frühlingregen, der sich jeden Augenblick in Schnee verwandeln kann. Unaufhörlich schlug er auf die Dächer, auf die Schirme der Passanten und auf das Pflaster, von dem er wieder in die Höhe spritzte. Er traf die Gesichter der Menschen, die sich unter den Schirmen zu schützen suchten. Er durchnäßte die Kleider mit jener feuchten Kälte, die bis an die Knochen zu bringen scheint. Er schlug an die Fensterscheiben, wo er in Wellenlinien herunterrann.

— O, dieser ewige Regen, rief Rärgel im Hotelzimmer aus, indem er in den Mantel schlüpfte. Mir ist als ob er mir auf den Schädel schlage, immer auf dieselbe Stelle, obwohl ich noch im Zimmer bin!

Er warf einen Blick auf die ungemachten Betten, auf die Kleidungsstücke, auf all die Gegenstände, die verstreut auf dem Tisch, den Stühlen und dem Boden lagen.

Er setzte den Hut auf.

— Na, ich mache, daß ich weiterkomme, in den Regen hinaus, in die Redaktion hinein... Ich fühle mich wahrhaftig nicht wohl in der Redaktion, nein, das kann ich nicht behaupten... Aber sie ist immerhin ein Paradies, im Vergleich zu dieser Hölle!

— Gib mir ein wenig Geld, bevor Du fortgehst, sagte Lytta.

Rärgel stellte sich vor sie hin.

— Und woher willst Du, daß ich es hernehmen soll, Dein Geld... Stellst Du Dir vor, daß ich Wechsel fälsche? Glaubst Du, daß dies so einfach sei?... Oder hältst Du mich für einen Mädchenhändler?... Du weißt doch genau, daß ich keiner bin... Woher willst Du also, daß ich Geld hernehmen soll?

Er wandte sich zum Gehen, doch Lytta rief ihm entschlossen nach:

— Mädchenhändler oder nicht, der Kleine muß zu essen haben. Deshalb brauche ich Geld!

Rärgel ließ die Klinken los. Er hatte in den letzten Tagen diese Worte öfters hören müssen. Doch sie behielten für ihn die Bedeutung eines Dogmas. Er begann ruhiger und milder zu sprechen:

— Du weißt doch, daß ich momentan mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe, daß aber bald alles besser werden muß.

— Das hast Du mir schon oft gesagt, entgegnete sie. Und es ist immer schlechter geworden... Du hast mich doch auch öfters hoffen lassen, daß Du mich heiraten wirst.

— Auch dazu wird es kommen.

— Aber wann? fragte sie in kategorischem Tone.

— Wenn ich Redakteur geworden bin.

Und er sprach sich in einen wachsenden Eifer hinein, um seiner Umgebung ebenso wie sich selber Dinge vorzumachen, von denen er fühlte, daß sie der Wirklichkeit nicht entsprächen. Er erzählte, Runz hätte ihm in schwachen Augenblicken kompromittierende Bemerkungen über sein Leben und seine Politik gemacht. Sein eigener Anhang wachse, seine Möglichkeiten emporzukommen mehrten sich.

Und Rärgel kam zum Schluß:

— Jedenfalls habe ich den Mann in der Hand. Ich werde sein Vertrauen nicht mißbrauchen. Ich werde ihm einen ehrenvollen Abgang verschaffen. Doch er muß gehen . . . Aber genug mit all dem Gerede, fügte er hinzu. Man sagt sonst Dinge, die man selber nicht glauben kann . . .

Er sprach indessen weiter über seine Ansichten und Möglichkeiten. Und er erklärte schließlich, daß er Runz von seinen Lakaien hinausweisen lasse, wenn der Redakteur nicht freiwillig gehen wolle.

Lytta widersprach heftig, Rärgel regte sich auf. Er warf ihr vor, sie hätte sich in sein Leben eingeschlichen, um nicht mehr arbeiten zu müssen, sie hätte sein Leben mit einem ewigen Fluch beladen. Der Streit wurde heftig, er drohte in Tätlichkeiten auszuarten. Doch Rärgel hielt inne, als er zufällig auf die Wanduhr blickte.

— Ich muß gehen, sagte er. Sonst kann es mir passieren, daß Runz mich vor die Türe setzt . . .

Er verließ das Zimmer und schlug die Türe hinter sich zu. Doch er kehrte noch einmal zurück, plötzlich von überströmender Zärtlichkeit ergriffen. Sein Leben war verfahren, verfehlt und nicht mehr einzurenken. Das hat er sich in den letzten Tagen immer wieder sagen müssen. Doch wenn er alle Irrtümer seines Lebens vermieden hätte, könnte er jetzt das kleine

Wesen sehen, das friedlich, sorglos in der Mitte des großen Polsters und gleichsam mitten in seinem Leben atmete.

Er eilte auf den Knaben zu, der erschreckt die Augen öffnete.

— Du bist mir doch noch das einzige, was mir bleibt, rief er aus. Und Du mußt mir bleiben, selbst wenn man sonst mir alles nehmen will.

Auf dem Korridor brannten die Gaslampen. Der Regen traf Rärgel ins Gesicht, er fiel schräg an die feuchte Wand, dann zu Boden, in die Lachen, die er gebildet hatte.

Als der Schriftsteller die Treppe hinuntersteigen wollte, wurde er von einem Manne angehalten, der ihm den Weg versperrte.

— Eine Rechnung für Herrn Rärgel.

— Warten Sie bist zum nächsten Ersten, sagte der Schriftsteller und eilte weiter.

Doch in der ersten Etage klang es ihm abermals entgegen:

— Eine Rechnung!

— Ich habe soeben bezahlt, sagte Rärgel barsch und wandte sich mit beschleunigtem Schritt dem Ausgang des Gasthofes zu.

Doch der Portier hielt ihn zum dritten Male an:

— Wer bezahlt für die Dame?

Der Schriftsteller schrie:

— Es geht Sie nichts an, wer bezahlt . . . Sie werden bezahlt und damit Schluß!

Als Rärgel die Redaktion betrat, sah er Runz schon am Schreibtisch sitzen. Sein Vorgesetzter erschien ihm in diesem Augenblick wie ein Herrscher in einem engbegrenzten aber sicheren Königreich.

Vielleicht, dachte Rärgel, läßt sich doch mit dem Menschen leben, wenn man ihn nimmt, wie er ist, als Mensch der Pflicht, wenn man selber peinlich seine Pflicht erfüllt. Und der Schriftsteller sagte

mit lauter Stimme, wobei er respektvoll die Pfeife aus dem Munde zog:

— Guten Morgen, Herr Redakteur.

Runz sah auf die Uhr, ohne Rärgels Gruß zu erwidern. Der Schriftsteller zuckte die Achseln. Seine guten Vorsätze verflüchtigten sich plötzlich, wie der Rauch seiner Pfeife.

Er setzte sich an den Schreibtisch im Vorzimmer nieder. Es war derselbe Schreibtisch, den einst Nieman innehatte und den nun seit mehreren Wochen er, Rärgel, einnehmen mußte, weil der Redakteur den Tabakgeruch nicht mehr vertragen konnte. . . Merkwürdig, den Alkoholgeruch Niemans vertrug er plötzlich. . .

Rärgel stopfte sich die Pfeife, um seine innere Unruhe zu beschäftigen. Da ließ sich aus dem Nebenzimmer die Stimme des Redakteurs vernehmen:

— Ich muß Dich dringendst ersuchen pünktlicher zu werden.

Die Worte kamen unerwartet, weil sie sich offenkundig selber verspätet hatten. Sie brachten daher den Schriftsteller neuerdings etwas aus dem Gleichgewicht. Er entgegnete indessen mit ruhiger Stimme:

— Es ist reiner Zufall, daß ich mich heute verspätet habe.

Doch indem er sprach, steigerte er seine Stimme, ohne es zu wollen.

— Du hast mir übrigens gleich bei meinem Eintreten zu verstehen gegeben, daß Du mit mir unzufrieden bist; Du brauchst es nicht noch zu sagen. . . Es ist außerdem merkwürdig, daß Du bloß noch das an mir sehen willst, was Deiner Weltanschauung nach minderwertig an mir erscheint. . . Ich tue meine Pflicht gerade wie zu der Zeit, als Du mit mir zufrieden warst. Ich tue sogar viel mehr als ehemals. . .

Runz räusperte sich, ohne ein Wort zu entgegnen. Hierauf ließ sich eine Zeitlang bloß das Klappern der Schere

vernehmen und der Regen, der an die Fensterscheiben schlug.

Doch in Rärgel kochte es. Er zog an seiner Pfeife und ballte die Faust von Zeit zu Zeit.

Dann fuhr er fort das Papier, das vor ihm lag, mit wütenden Schriftzeichen zu bedecken. Ihm war, als ob die seit Wochen in ihm angesammelte Wut sich kondensiere, um ihn in einem Augenblicke zu zer Sprengen. Und daß Runz ruhig blieb oder ruhig erschien, brachte ihn in eine noch größere Erregung. Er verzerrte das Gesicht, wobei er unverständliche Laute von sich gab.

Nieman trat ein. Er ging an Rärgel vorbei, ohne diesen zu beachten, wobei er jeden Gegenstand benützte, der ihm als Stützpunkt dienen konnte.

— Guten Morgen, Herr Redakteur, sagte der Reporter.

Runz sah ihn an und schüttelte den Kopf, doch kein Wort des Tadelns kam über seine Lippen.

Da warf der Schriftsteller die Schere auf den Tisch.

— Schließen Sie die Türe, Herr Nieman, sagte der Redakteur. Ich brauche absolute Ruhe.

Rärgel sprang von seinem Sitze auf.

— Einen Augenblick, Herr Nieman, lassen Sie die Türe noch ein wenig offen.

Und zum Redakteur gewendet fuhr er zu sprechen fort:

— Warum sagst Du Nieman nichts? . . . Er ist später gekommen als ich und in was für einem Zustand. . . Ist das Gerechtigkeit? Ist der Reporter Dein neuestes Protégé? . . . Oder ist dergleichen ein Recht der. . . Persönlichkeit?

Der Redakteur stand ruhig vom Stuhle auf. Er knöpfte sich den Rock zu, wie ein Mensch, der sich für eine entscheidende Redeschlacht rüstet.

— Ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig, mein Lieber, sagte er mit lauter,

feſter Stimme. Ich bin der Redakteur dieſes Blattes, ich bin es noch, das ſcheint Du zu vergeſſen . . . Ich frage allein die Verantwortung, für alles was ich tue. Doch mir kommt vor, daß es heute beſonders ſchlecht mit Dir ſteht. Quälſt Dich Deine Schulden oder erwacht in Dir endlich das Gewiſſen?

Rärgel warf einen haßerfüllten Blick auf Runz. Er war im Begriffe, den Redakteur tätlich anzugreifen und dieſer war bereit, auf alles zu entgegnen. Doch Rärgel machte plötzlich kehrt, trat ins Vorzimmer und ſchloß ſachte die Türe hinter ſich zu. Alle drei ſuchten hierauf weiter zu arbeiten.

Aber Rärgels Worte ſummten dem Redakteur in den Ohren: Iſt dergleichen ein Recht der Perſönlichkeit?

Er hatte Rärgel an einer wunden Stelle getroffen, doch er fühlte ſich ſelber im Innern aufgewühlt.

— Es gilt zu handeln jetzt oder nie, dachte er. Es gilt brutal zu ſein . . . Da hatte Rärgel recht . . .

Er öffnete die Türe, um den Schriftſteller ohne weitere Umſtände aus dem Redaktionslokal zu entfernen. Doch Rärgel ſaß ruhig am Schreibtisch und arbeitete oder ſchien zu arbeiten.

Da fielen die Augen des Redakteurs auf Nieman, der krampfhaft am Stuhle ſaß, als fürchte er im nächſten Augenblick herabzufallen. Runz ſchrie auf, daß der Reporter am ganzen Körper zuſammenzuckte:

— Sie arbeiten ja nicht . . . Sie ſchlafen ja . . . Was iſt denn heute mit Ihnen? Sie ſind am Ende gar betrunken! . . . Entfernen Sie ſich von hier. Und bevor Sie nicht vollkommen nüchtern ſind, vollkommen und für immer, kommen Sie nicht mehr in dieſes Lokal . . . Das will ſo viel ſagen, daß Sie überhaupt nicht mehr zu kommen brauchen!

Er rief Nieman nach, indem er einen Seitenblick auf Rärgel warf:

— Es hat jeder ſeine Pflicht zu tun, in der Redaktion.

Der Schriftſteller fühlte, daß ein einziges Wort den Funken ins Pulverfaß werfen müßte. Doch er fühlte ſich in der Perſon des Reporters, der den Platz hatte räumen müſſen, ſelber angegriffen. Wenn er nun ſchweigen würde, hieße das nicht die eigene Niederlage eingehen? So konnte er, trotz der Anſtrengung, die er machte, nicht mehr länger an ſich halten. Er rief aus:

— Du gehſt ja heute ſcharf ins Zeug! . . . Ich erkenne Dich nicht mehr! . . . Der arme Nieman!

Der Redakteur entgegnete:

— Das iſt nur das erſte Kapitel des Romans . . . Die Fortſetzung wird nicht lange auf ſich warten laſſen.

— Ich verſtehe nicht.

— Ich glaube indessen, daß ich klar genug geſprochen habe.

— Willſt Du damit ſagen, daß ich gleichfalls gehen ſoll?

Runz antwortete feſt und beſtimmt:

— Jawohl, das will ich ſagen!

Rärgel ſtand vom Stuhle auf.

— Ich entferne mich mit Freuden aus dieſer traurigen Galerie . . . Doch ich laſſe mich nicht ſo leicht wie Nieman vor die Türe ſetzen. Wenn Du willſt, daß ich der Redaktion den Rücken kehre, mußt Du mir Gründe ſagen.

— Ich habe Dich perſönlich und auf meine eigene Verantwortung in Verwendung genommen. Deßhalb kann ich Dich auch allein entlaſſen, ohne daß ich jemandem darüber Rechenschaft ablegen muß. Aber ich werde Dir doch auch ſagen, warum ich es für nötig halte, daß Du gehſt.

Rärgel horchte auf. Der Redakteur ging einige Schritte auf Rärgel zu. Er wollte alles aufzählen, was er dem Schriftſteller vorzuwerfen hatte. Da trat ein Diener ins Zimmer ein.

— Die Herren vom Aufſichtskomitee

warten schon lange auf den Herrn Redakteur.

Kunz sah auf die Uhr.

— Ich muß allerdings zu einer Besprechung gehn, sagte er. Ich habe ganz darauf vergessen. Doch nach der Sitzung können wir uns alles sagen, was wir auf dem Herzen haben.

Nachmittag erschien im „Fortschritt“ folgende Notiz: „Der redaktionelle Mitarbeiter Georg Rärgel ist, um sich ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen, aus dem Verbands unseres Blattes ausgetreten. Er hat länger als ein Jahr dem ‚Fortschritt‘ mit seinem Wissen, seinem Geschmack und seinem Sakt gedient, so daß wir uns genötigt sehen, ihm unseren Dank auch an dieser Stelle auszusprechen. Wir wünschen ihm zu seiner weiteren schriftstellerischen Entwicklung viel Glück und Erfolg. Gleichzeitig hoffen wir, daß sein längerer Aufenthalt in der Provinz seinen weiteren Schöpfungen, inmitten von lebenssprühenden Gestalten einige milde Farbtöne, sowie jene Abwechslung von Ruhe und Bewegung verleihen werde, die sichere Kennzeichen echter Künstler sind.“

Die Redaktion.“

Als tags darauf Kunz sich in seiner Bibliothek an die Arbeit setzen wollte, klopfte es an der Türe.

— Da ist wieder Rärgel, dachte der Redakteur. Merkwürdig: bei seinem Eintritt in die Redaktion wollte er nicht bleiben und bei seinem Austritt will er nicht gehn.

Doch er rief verwundert aus:

— Ah, Sie sind es, Herr Ruhleemann. Was führt Sie hierher?

Der Fremde begann in korrektem, trockenem Tone:

— Herr Georg Rärgel, als dessen Vertreter ich hier erscheine, fühlt sich wegen einer gestern vor dem Sitzungsraum des

„Fortschritts“ gefallenem Bemerkung im Innersten verletzt . . . einer Bemerkung, die Sie gemacht haben, Herr Redakteur. Er wünscht deshalb . . .

Kunz fiel ihm ins Wort:

— Er will sich mit mir schlagen . . .

Ich bin sonst prinzipiell ein Gegner des Duells. Aber diesmal stehe ich mit Vergnügen zur Verfügung.

Der Fremde fuhr fort:

— Es handelt sich nicht um ein Duell, Herr Redakteur. Rärgel ist gleichfalls ein Gegner desselben. Er wünscht vielmehr eine Unterredung vor Zeugen auf neutralem Boden. Diese Unterredung erscheint ihm allerdings nötiger und ernster als ein Duell.

— Ich bedauere, erklärte Kunz. Ich habe Rärgel eine Unterredung gewähren wollen, vor dem erwähnten Sitzungsraum. Er ist indessen schon nach den ersten Worten davongerannt. Wenn er sich nun nicht mit mir schlagen will, ist die Angelegenheit für mich erledigt.

— Wenn das Ihr letztes Wort ist, Herr Redakteur, muß ich hinzufügen: Nein, die Angelegenheit fängt erst an . . . Ich bin Rärgels Wunsch mit Ihnen zu sprechen deshalb nachgekommen, weil ich Sie persönlich schätze, Herr Redakteur, und weil andererseits Rärgel drohte, seinen Gegner, falls dieser die Unterredung verweigern sollte, auf offener Straße tötlich anzugreifen . . . Bei der Verfassung, in der Rärgel gegenwärtig sich befindet, muß damit gerechnet werden, daß er sich nicht mit leeren Worten begnügen wird.

Kunz schlug auf den Tisch. Er erhob seine Stimme:

— Bitte, sagen Sie Rärgel, daß ich ihn erwarte . . . auf der Straße, bei mir zu Hause, in der Redaktion . . . Ich habe gelegentlich noch Geschmack für romantische Abenteuer . . . mit Revolverjournalisten . . . Ich werde gewappnet und gewaffnet sein, um ihn entsprechend zu

empfangen . . . Bitte, sagen Sie ihm auch daß . . . Und sagen Sie ihm weiterhin . . .

Der Fremde entgegnete ruhig:

— Ich bin bloß gekommen, um einen öffentlichen Skandal zu verhüten, zwischen Ihnen und Herrn Rängel, nicht um selber Streit zu beginnen, Herr Redakteur . . . Ich glaube, Sie werden selber bedauern, daß Sie den Zorn, der doch gerechtfertigterweise nur Herrn Rängel gelten konnte, auf mich übertragen haben . . . Kann ich Herrn Rängel mitteilen, daß Sie ihm eine Unterredung nicht verweigern?

Runz stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch. Er atmete schwer, wie erschöpft von einer großen Anstrengung.

— Ich bin bereit zu einer Unterredung, einer letzten Unterredung!

## XVI.

Eine Woche später durchdrang Frühlingssonne die hellen Toiletten auf den Straßen.

Georg Rängel schritt mit düsterer Miene, von einem Herrn begleitet, an der heiter plaudernden Menge vorbei.

Als die beiden am Redaktionslokal des „Fortschritts“ vorübergehen wollten, stießen sie fast mit zwei Trägern zusammen, die Kisten auf einen Wagen luden. Der Schriftsteller erfuhr, daß der „Fortschritt“ bald in einem neuen, geräumigen Lokale untergebracht werden sollte.

— Merkwürdig! rief Rängel aus. Noch vor Kurzem hat es geheißen: Der „Fortschritt“ bleibt für Jahre im alten Redaktionslokal . . . Nun hat sich plötzlich alles geändert . . . wie das Wetter.

Als Rängels Begleiter in das Tor einbiegen wollte, das zur Wohnung des Redakteurs führte, sagte Rängel:

— Man erwartet uns rückwärts im Garten.

Sie begaben sich hierauf aus dem Park, in den sie eingetreten waren, in weitem Bogen bis zu einer kleinen ver-

steckten Türe, die sie offen fanden, traten in den Garten des Redakteurs und setzten sich in einer Laube nieder. Rängels Blicke glitten über die Wege des Gartens, die Bäume, dann über die niedere Mauer, die einen Teil des Stadtpanoramas erblicken ließ. Es war, wie wenn er von all dem Besitz ergreifen wollte, als er sagte:

— Ich klammere mich an den letzten Strohhalme.

Der Redakteur trat bald darauf mit seinem Zeugen in den Garten ein. Er kehrte sich um und sagte zu Frau Runz, die ihm folgen wollte:

— Ich verspreche Dir, daß diese Unterredung die letzte ist, die ich mit Rängel habe . . . Aber tue mir den Gefallen und zeige Dich nicht.

Walda stieg die Treppe zur Veranda wieder hinauf. Doch sie suchte durch den Vorhang eines geöffneten Fensters dem Gespräch zu folgen.

Rängel streckte dem Redakteur die Hand entgegen. Es war die Geste des Menschen, der Vergangenes ungeschehen machen will. Runz reichte ihm auch die Hand. Doch er wich dabei instinktiv den Blicken des Schriftstellers aus.

Hierauf setzte man sich um den Tisch in der Laube nieder. Rängel hub an:

— Da ich die Unterredung angeregt habe, möchte ich sie auch beginnen. Es ist vor einigen Tagen zwischen Runz und mir zu einem bedauerlichen Wortwechsel gekommen. Es muß darüber noch gesprochen werden. Doch die Gelegenheit, die heute Runz und mich zusammenführt, oder vielmehr auseinanderbringt, sie ist schließlich doch eine andere und sie ist sehr einfach. Sie betrifft mein Verhältnis zum „Fortschritt“ und zu dessen Redakteur. Ich habe in den letzten Tagen über alles nachgedacht, ich habe Distanz gewonnen. Ich werde versuchen, ohne Groll davon zu sprechen. Ich muß einiges vorausschicken.

Er ging sein ganzes Leben durch. Er hatte keine Kinderstube, keine Kindheit gehabt, sagte er. Er ist von aller Welt verprügelt worden. Er hat sich immer sagen müssen, zu jeder Zeit, an jedem Ort: Hier braucht man dich nicht, dort braucht man dich nicht... So hat er von seiner frühesten Kindheit an ein unüberwindliches Mißtrauen empfunden, der ganzen Menschheit gegenüber.

Der Redakteur blickte auf die Gartenmauer, von dort zum Fenster hinauf, dessen Vorhang sich leicht bewegte. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch. Doch Rärgel fuhr mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort:

— Da passiert es mir, ganz unerwartet, daß ein Mensch, zu dem ich bloß vor Jahren Beziehungen hatte, sich für mein Privatleben interessiert, mir meines „Talentes“ wegen aus einer momentanen Geldverlegenheit heraushelfen will, mir an seinem Provinzblatt eine sichere Stellung bietet. Ich dachte mir: Es ist ja schließlich möglich, daß jemand groß und uneigennützig handeln kann. Einem solchen Menschen verschreibe ich mich mit Haut und Haar.

Er klopfte auf dem Tisch seine Pfeife aus.

— Doch, fuhr er fort, ich habe genau umschrieben, auf welcher Basis allein ein Leben in der Provinz für mich möglich sei. Meine Bohemeexistenz durfte also Runz nicht verblüffen. Er war tatsächlich entzückt, einen Menschen in seiner Nähe zu haben, der sich über die Konventionen des Alltags hinwegsetzte, mit einer solchen Eleganz, wie Runz selber sagte... Ich habe mich indessen in die bürgerlichen Verhältnisse eingelebt, ich weiß selber nicht wie... Ich habe mir gesagt: Wenn es einen Menschen gibt, dem ich mich unterordnen kann, so ist es der Redakteur des „Fortschritts“... Ich habe meine Pläne hintangesezt, um an der Vergrößerung

des „Fortschritts“ mitzuwirken. Ich habe dies getan, als Mensch, der vor der bürgerlichen Gesellschaft Respekt bekommen hat und der Familie beizügt...

Er machte Angaben über sein intimstes Privatleben, über seinen Aufenthalt in Kaffeehäusern und allen anderen Lokalen, die er besucht hatte. Er suchte damit zu beweisen, wie sehr er, im Vergleich zu früher „gut bürgerlich“ geworden sei.

Er hielt inne und warf einen Blick auf Runz, als suche er dessen Zustimmung. Der Redakteur sah wieder zum Vorhang auf, dann hub er an:

— Ich werde mich kurz fassen: Ich möchte bloß einen kleinen, aber bezeichnenden Vorfall zum Besten geben, der allerdings mein ganzes Verhältnis zu Rärgel scharf beleuchten wird. Oft gibt sich ja der ganze Charakter eines Menschen in einem einzigen Satz Raum... Vor zwei Wochen ungefähr — kurz vor unserem endgiltigen Bruch — greift Rärgel in die Tasche und sagt zu mir: „Ich möchte meine Schuld begleichen“... Er schuldete mir 805 Kronen und ich war sehr erstaunt darüber, daß er darauf nicht vergessen hatte... Doch ich war absolut verblüfft, als er mir, statt der 805 Kronen seiner Schuld bloß — 5 Kronen überreichte, um wie er sagte „die Summe rund zu machen“... Da dachte ich mir: „Ein guter Wit; er ist 800 Kronen wert... Die Summe bleibe rund“... Doch ich möchte dafür wenigstens eine Bemerkung machen. Der Ausdruck: die Summe „rund machen“ und die Geste dazu, enthalten den ganzen Menschen Georg Rärgel... Ich glaubte schon seit langer Zeit ihn zu kennen... Doch bloß seit seiner Bemerkung: die Summe „rund machen“ habe ich von ihm ein vollständig abgerundetes Bild... Rärgel rundet nicht nur Summen ab; er rundet seine Arbeit, seine Pflichten, er rundet alles ab...

Ich will damit sagen, daß er rücksichtslos, strupellos, sich alles so zurechtsetzt, reduziert, wie er es für seine kleinlichen Interessen für nötig hält... Ich spreche jetzt nicht vom Künstler Kärgel. Er hat seine Welt, ich weiß. Diese Welt hat ihre Moral, ihre Ideale, ihren Charm, ihre Poesie. Ich kenne das alles, ich kann es verstehen, ich habe meine kleine Schwäche dafür... zur rechten Zeit... Doch diese Welt, oder vielmehr dieser Kreis — Kärgel hat es auß neue bewiesen — ist unfähig, sich einem anderen Milieu anzupassen. Dieser Kreis ist ganz und gar für sich abgeschlossen; er ist... rund... Im Berufe lassen sich indessen die Pflichten nicht auf ein Minimum reduzieren, „rund machen“, wie Kärgel sagen würde. Und je mehr er den Bürgerlichen hervorgehen will, desto krasser tritt in Sprache und Geste, in Haltung und Kleidung der unheilbare Boheme in ihm hervor.

Der Redakteur sprach noch weiter und sagte in allem das Gegenteil von dem, was Kärgel vorgebracht hatte. Im Laufe seiner Rede erhob er sich von seinem Platze, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Er schien zu wachsen. Der Schriftsteller dagegen schrumpfte auf seinem Platze mehr und mehr in sich zusammen, wie wenn er das Bedürfnis hätte, sich klein zu machen.

Als der Redakteur geendet hatte, schwiegen alle beide, dann ergriff Kärgel wieder das Wort:

— Die Angelegenheit ist natürlich erledigt, sagte er, die Angelegenheit der Redaktion will ich sagen... Ich werde in die Großstadt zurückkehren und ich bedauere bloß, daß ich jemals in die Provinz gekommen bin. Doch eines ist noch klarzustellen.

Der Schriftsteller erhob sich auch von seinem Platz und stand nun dem Redakteur gegenüber. Er betrachtete

Kunz mit leuchtenden Augen, wie ein Raubtier seine Beute.

— Es ist unmöglich die Ideale seiner Jugend offenkundiger zu verleugnen! rief er aus. Derselbe Mensch, dem nichts mehr spießbürgerlich genug erscheinen kann, er hat mich hierher gerufen, um mich künstlerisch zu fördern... Meine Bohemeehrtenz hat sein Leben nach eigener Aussage wieder einmal mit einem Schimmer von Poesie umgeben. Er hat meinen Roman...

Kunz ging einen Schritt auf Kärgel zu.

— Gerade als Mensch und Künstler hast Du mich am schwersten enttäuscht. Im Berufe habe ich ein Minimum von Anforderungen an Dich gestellt, die Du nicht erfülltest... Als Künstler, als Mensch habe ich große Stücke auf Dich gehalten. Ich glaubte mir ein Verdienst zu erwerben, wenn ich Dein Talent zutage fördere. Aber warum hast Du nicht gearbeitet? Du hattest Zeit und Ruhe... Doch Du hast die Arbeit geflohen, offenbar weil Du fürchtestest dabei mit Deiner Unzulänglichkeit allein zu sein... Seit Du hier bist, hat Deine Tätigkeit schließlich doch nur darin bestanden, kleine Intriguen aller Art zu spinnen, sowie Kleider, Krawatten und Panamahüte... schuldig zu bleiben, um „das Gefühl zu bannen, ein Spießer zu sein“. Du hast mir selber mein Vorwärtskommen durch alle möglichen Nichtigkeiten erschwert.

Kärgel wollte einfallen, aber Kunz ließ ihn nicht zu Worte kommen.

— Das ist meine Meinung... Doch ich komme zum Schluß: Von dem Künstler Kärgel, der soviel versprochen hat, der so präntiös aufgetreten ist, der soviel Rücksicht gefordert und dabei so wenig Rücksicht genommen hat, von dem Künstler Kärgel bleibt nichts übrig als glänzende Verheißungen, die er nicht erfüllen kann und der schillernde Glanz seiner Krawatten, die er nicht bezahlen wird.

Da rief Rärgel aus:

— Das ist Dein Werk . . . Was ich hier geworden bin, das hast Du aus mir gemacht, Du mein Freund, mein Gönner, mein Mäzen . . . Du hast mich für Jahre zurückgeworfen, dadurch, daß Du mich an den „Fortschritt“ rieffst . . . Du hast mich aus meiner Gedankenwelt, aus der Arbeit herausgerissen, die mich Hunger, sowie alles übrige Elend vergessen ließ. Du hast mir genommen, was ich mir in jahrelanger Qual unter den größten Entbehrungen aufgebaut.

— Du schraubst die Meinung, die Du von mir hast, doch etwas hoch hinauf.

— Allerdings gibst Du, indem Du mich auf die Straße setzt, Deinem eigenen Leben den Rest . . . Ich sollte Dich herausreißen, aus der Enge des Familienlebens und aus der Stidluft der Redaktion. Ich sollte Dich in eine höhere, freiere Atmosphäre emporziehen. Ich sollte Deinen Arbeiten den Hauch des Lebens geben. Ich sollte sie lancieren . . . Nun kannst Du Deine sämtlichen Werke Deiner Sammlung einverleiben: Du kannst sie zum alten Eisen werfen oder vielmehr: zum alten Blech . . .

Er fuhr mit gesteigerter Lebendigkeit fort:

— Wir stehen also beide vor dem Nichts . . . Doch ich werde wieder vorwärtskommen, trotz der einjährigen Frohnarbeit an Deinem „Fortschritt“ . . . Ich habe nicht gearbeitet, da hast Du recht. Es geht nicht immer an, Pegasus vor den Pflug zu spannen . . . Doch ich habe gesehen, ich habe gelitten, ich habe die Banalität in ihrer ganzen Tragik kennen lernen müssen . . . Ich werde in meinem neuen Werke den Typus des Provinzmäzens unsterblich machen . . . des Provinzmäzens, der ein Sprungbrett braucht und dieses Sprungbrett selbst zerstört . . . Ich brauche nichts mehr zu karikieren . . .

— Nun also, rief Runz dazwischen,

Du hast ja Deine Schaffensfreude wieder, die ich Dir genommen habe! Und Du hast selber ein Sprungbrett gefunden . . . Im übrigen braucht es Dich nicht zu schmerzen, daß ich beim „Fortschritt“ bleiben muß . . . Ich habe da Tag und Nacht zu tun, um den Schaden gut zu machen, den meine Begeisterung für Georg Rärgel angestiftet hat . . . Ich habe die Genugtuung dabei, daß derselbe Rärgel diese Arbeit nicht mehr würdigen wird. Und ich habe andererseits die Hoffnung, daß nie mehr ein Mensch in mein Leben treten werde, der Rärgel ähnlich sieht — um mich aus meiner Familie und aus der Redaktion „herauszureißen“.

Er blickte zu dem Fenster auf, dessen Vorhang sich heftig bewegte. Dann wandte er sich zum Gehen. Doch Rärgel trat ihm in den Weg.

— Halt, mein Herr, wir sind noch nicht zu Ende, wir fangen erst an . . . Wir vergessen den Ausgangspunkt. Wir haben nur den offiziellen Teil erledigt. Bisher warst Du mein Chef und ich war der Subalterne. Nun, da ich mich von der Redaktion freigemacht habe, muß ich allerdings gestehen: Du bist nie mein Chef gewesen. Jedenfalls gibt es noch eine Angelegenheit zu ordnen, wo Du nicht mehr Herr Redakteur Runz bist, sondern nur Herr Runz und wo ich Herr Rärgel bin. Es fällt dabei bloß die Persönlichkeit ins Gewicht und ein wenig . . . die Ehre.

— Ich weiß worauf Du anspielst, fiel der Redakteur ein. Ich muß gestehen, daß ich die peinliche Angelegenheit nicht mehr vorgebracht hätte, in Deinem Interesse Rärgel . . . Doch wenn Du es so haben willst . . .

Er zuckte die Achseln.

— Es handelt sich um eine Privatangelegenheit, meine Herren. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Beistand . . . Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn

ich Sie bitte, sich diese Affaire zu eriparen.

Die Herren entfernten sich, lautlos, wie sie gekommen waren. Runz blieb allein mit Kärgel zurück.

— Wohlان, ich stehe Dir Rede, sagte der Redakteur.

Kärgel schwieg eine Weile.

— Ich will der Sache rasch ein Ende machen, sagte er dann, weil sie ja doch verloren ist. Du hast unlängst vor dem Sitzungsaal behauptet, ich hätte meine ganze Tätigkeit hier dahin eingestellt, ein Menschenleben zu mir herabzuziehen, zu kompromittieren, um, wie Du Dich ausdrücktest, im „Trüben zu fischen“ . . . Du hast dann im Zorn Behauptungen aufgestellt und Ausdrücke gebraucht, die ich lieber nicht wiederhole. Willst Du diese Behauptungen aufrecht-erhalten?

— Ich habe damals im Affekt gesprochen, da hast Du Recht. Ich habe auch nicht direkt gesagt: Du hättest den anonymen Brief geschrieben; ich habe bloß gesagt: alles darin schreit nach Kärgel . . . Aber ich bin bereit, alles zu verantworten, was ich gesagt habe.

Kärgel klopfte ihm auf die Schulter.

— Weißt Du, daß ich Dich auf Verleumdung klagen kann?

— Tu es, wenn Du es für nötig hältst.

Kärgel blickte starr vor sich hin. Es war als suchten seine Augen Unsichtbares zu erfassen, um es zu halten. Er begann leise vor sich hinzusprechen:

— Maud ist das einzige Weib gewesen, das ich geliebt habe, und ich bin der einzige Mensch gewesen, der sie geliebt hat . . . Bevor ich Maud kannte, habe ich alle Weiber verachtet, weil alle Weiber, die ich kannte, Dirnen gewesen sind . . . Doch Maud habe ich geliebt! Von ihr habe ich geträumt: wenn ich berühmt werden sollte, wenn ich doch noch reich werden sollte, wenn ich ihr dann gefallen

könnte . . . dann könnte ich mich hier noch glücklich fühlen, im Rahmen einer erweiterten Redaktion . . . Sie hat mir die einzige ruhige Stunde meines Lebens geschenkt!

Bei den letzten Worten ersticken Tränen seine Stimme. Plötzlich fuhr er auf:

— Und nun sollst Du mir mit einigen Worten den ganzen Traum der Gegenwart vernichten, nachdem Du mir die Vergangenheit verleidet, die Zukunft verefelt hast!

Er ballte die Faust, unter Tränen.

— Dich, Runz, habe ich gleichfalls geliebt! Ich habe eine Zeitlang zu Dir wie zu einem Retter aufgeblickt . . . Du warst, außer Maud, der einzige Mensch, den ich geliebt habe.

Er trat ganz nah an Runz heran und sprach in ruhigem Tone:

— Doch jetzt, ich sage es Dir bei vollem Bewußtsein, ohne Erregung: jetzt hasse ich Dich, wie ich noch nie jemanden gehaßt habe, in meinem haßerfüllten Leben! Diesen Haß, Du wirst ihn noch spüren, Du mußt! . . . Wenn nicht, dann . . . würg ich Dich . . .

Runz schrie auf.

— Treibe die Sache nicht zum Äußersten, Kärgel. Sonst endigt unser Bund, der so verheißungsvoll begonnen hat, mit einem Verbrechen . . . Du hast mir sagen lassen, daß Du mich auf offener Straße insultieren willst. Wohlان, ich bin gewappnet, verstehst Du mich, gewappnet und gewaffnet für einen Kampf auf Leben und Tod.

Er schwieg. Die beiden standen sich eine Zeitlang unbeweglich gegenüber, scheinbar auch innerlich ruhig, wie versteint. Und sie konnten sich doch nicht trennen.

Ein milder Frühlingshauch drang über die Mauer, bog die Gräser, die Blüten sanft zur Erde nieder. Er ließ

die Blätter der Bäume leicht erzittern. Und es war als ob ein Schauer durch das Innere der unbeweglichen Kolosse ging. Da trat Runz einen Schritt auf Rärgel zu. Es war der Schritt des Menschen, der entschlossen ist zu handeln, aus Furcht wieder weich zu werden. Er sagte:

— Willst Du mir die Hand geben,

Rärgel, bevor wir uns Adieu auf immer sagen?

Der Schriftsteller sah den Redakteur mit verglasten Augen an. Runz wiederholte die Frage:

— Willst Du mir die Hand geben, bevor wir uns auf immer trennen?

Seine Stimme klang fast gebieterisch.

Da gab ihm Rärgel die Hand.

Ende des ersten Teils.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Märlein.

„Herr Hofnarr, ach lieber Herr Hofnarr,  
ein Märchen, erzählt eine Mär!  
Erzählt doch wie früher, Herr Hofnarr,  
wenns auch etwas gruß'iges wär!“

„Prinzchen, mein liebes Prinzchen,  
ich weiß nur noch eine allein,  
die ist jetzt noch gar nicht so gruß'ig,  
doch könnt sie bald gruselig sein.

Gebt gut acht: Es war ein Prinzchen,  
das hatt' einen Pagen im Troß,  
und manchmal, im dämmernden Abend,  
verließen sie heimlich das Schloß.

Im Park, aus der Goldregenlaube  
drang heimlich Gefos in die Nacht,  
beim Pförtlein, in sich'rem Versteck,  
hat treulich der Hofnarr gewacht.

Doch kommt es dem König zu Ohren,  
Prinzchen, wird gruß'ig die Mär...  
Dann ist's um den Knaben geschehen,  
selbst wenn es Euch — leid um ihn wär! — —

Prinzchen, wie seid Ihr so stille!  
Prinzchen, nun weint Ihr mir gar! —  
So weint nur, — doch dann seid vernünftig,  
denn sonst wird dies Märlein noch wahr!“ — —

Leopold R. Suggenberger

# Über Musik und Musiker der Gegenwart <sup>1)</sup>

(Offener Brief eines Wiener Musikers an die deutschen Musiker in Hermannstadt)

Von Ferdinand Rebay

Seit zwei Jahrzehnten steht mein Leben ganz im Dienste der holdesten aller Künste, der „Frau Musica“. — In Wien, der „Stadt der Lieder“, wie es heißt, geboren, habe ich hier gelernt und, was ich bin, erarbeitet. In der Lust, in der ein Mozart, ein Beethoven und ein Schubert geworden ist und uns die Wege zu den höchsten Gipfeln des Parnas gezeigt, liegt trotz des gegenwärtigen moralischen und wirtschaftlichen Tiefstandes dieser Stadt noch immer ein geheimnisvoller, unvergänglicher Zauber, für den es kein anderes Wort gibt als — Musik. Gute und schlechte, beste und schlechteste, aber immer, immer — Musik. Ja, man muß es gestehen, ob man will oder nicht, hier läßt es sich gut (fast hätte ich gesagt „leben“) sein. Das stimmt jetzt leider nicht mehr, aber — hier läßt es sich gut musizieren. Allerdings wird jetzt schon fast zu viel hier musiziert. Der großstädtische Fabrikbetriebswahn hat bedauerlicherweise auch von dieser edlen Kunst Besitz ergriffen. Die innere Ruhe und Sammlung, die unbedingt nötig ist, wenn wahrhaft Großes werden soll, ist da zur vollkommenen Unmöglichkeit geworden. Es ist ein fieberhaftes Jagen, ein häßliches Parteiwesen, das keine wirkliche, tiefe Freude an dem, was Wien immerhin noch Gutes und Bestes bietet, aufkommen läßt. Die Musik ist eben wie jede Kunst ein getreuer Spiegel, in dem sich die Zeit mit allen ihren Eigentümlichkeiten wiederfindet. Es ist ja natürlich, daß die allgemeine Verworrenheit auch auf den Gebieten aller Künste, besonders auf musikalischem Gebiet den gefundenen,

klaren Blick für das wahrhaft Schöne, für alles Einfache, Echte und Gute getrübt und verwirrt hat. Und es ist selbstverständlich nicht hier allein so, sondern überall in allen deutschen Landen, in denen der unselige Krieg so furchtbar gewütet hat, der Krieg, aus dem dieses deutsche Volk zwar, Gott sei es gedankt, nicht zerbrochen und innerlich nicht besiegt, aber äußerlich doch so tief gedemütigt hervorgegangen ist. Der deutsche Geist und vor allem die deutsche Kunst und hier wieder vor allem die deutsche Musik ist unbesiegbar. Der ganzen Welt zum Trost sei's gesagt!

Die Schäden, die unsere Musik in dieser Zeit erleiden mußte, sind klein und unbedeutend im Verhältnis zu der gewaltigen Kraft, die in den Tiefen deutschen Musikschaffens ruht. Wenn sich nur erst wieder die deutschen Künstler alle gefunden haben werden, wenn sie wieder ablassen werden von dem ganz undeutschen Tanze um das goldene Kalb, wenn der alte unsterbliche, so echt deutsche Idealismus wieder das Um und Auf aller deutschen Musiker sein wird, dann wird gewiß alle Welt wieder aufhorchen in erster Linie auf das, was deutsche Musiker zu singen und zu sagen haben.

Wir leben in einer dramatisch, wild bewegten Zeit. Kein Wunder daher die gegenwärtige, bestimmt übertriebene Vorliebe für dramatische Musik unter den deutschen Komponisten. Dazu kommt noch der Umstand, daß keine Kunstgattung ernster Richtung so viel materiellen Gewinn bringt. Und, daß die materialistische Gesinnung heute alles andere überwiegt, ist leider allzu klar. Die Opern schießen hervor, fast, möchte ich sagen, wie Un-

<sup>1)</sup> Näheres über den Verfasser unter „Mitteilungen der Schriftleitung“.

kraut, obwohl manch schöne Blüten darunter sind. Ich kann z. B. nicht umhin, allen Schönrednern Meister Richard Strauß', zum Troste zu behaupten, daß der Weg, den Richard Strauß von seinen herrlichen Liedern ausgehend über seine originellen symphonischen Dichtungen zur Oper, besser gesagt, zu den Opern genommen hat, nicht so sehr ein innerlich, künstlerisch als vielmehr ein äußerlich, praktisch bedingter ist. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Es liegt mir ganz ferne, in diesen Zeilen irgend etwas verurteilen zu wollen, kaum ein beurteilen möchte ichs nennen; ich will nur sagen, wie ich es sehe und damit vielleicht so manchem die Anregung geben, auch selbständig, unvoreingenommen und unbeeinflußbar schauen zu lernen. Wenn ich aus der Fülle der jetzt lebenden und schaffenden deutschen Dichter-Komponisten nur die Namen der beiden erfolgreichsten österreichischen, Julius Wittner und Franz Schreker herausgreife und mir so vor Augen halte, wie diese beiden, bestimmt hervorragenden Künstler neben ihrem viel Zeit in Anspruch nehmenden Berufe fast schon mehr Opern auf den Markt bringen, als unsere ersten Operetten-Fabrikanten Operetten, dann denke ich wohl oft, ob nicht weniger mehr wäre.

Wenn wir vergleichend zurückblicken auf unseren letzten großen deutschen Dichter-Komponisten, auf Richard Wagner — Wie da alles langsam und lange herangereift und geworden ist. Welch einheitliches Lebenswerk! — Ich meine, Schöpfungen, die Ewigkeitwert in sich tragen, dürfen nicht so fabrikmäßig erzeugt werden. Gewiß sind ja auch die Herren Verleger mit daran schuld, die, wenn sie einmal mit der „Ware“ eines beliebt gewordenen Komponisten ordentliche geschäftliche Erfolge erzielt haben, den routinierten Opern-Dichter gar nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Es ist

überhaupt gut und notwendig, wenn man sein eigen Ich und eine halbwegs selbständige Meinung retten will, sich nicht von dem Kultus, der mit einzelnen Berühmtheiten getrieben wird, irreleiten zu lassen. Wie viel Geschäftskrisse, Reklame, Parteiwesen und Aliquenwirtschaft steckt da meist dahinter! Wo sind heute die Werke der einst so überaus gefeierten Zeitgenossen Mozarts, Beethovens und Schuberts hingeraten? Tomelli, Haffner, Corpora, ja selbst Cherubini, Spontini und Salieri usw., die viel, viel mehr gegolten haben, als der arme Lichtenhaler Schullehrer, dessen Kompositionen die Herren Musikverleger nicht einmal geschenkt haben wollten, sind heute nicht viel mehr als Namen, die gerade nur noch historisches Interesse wecken. Und so war es immer und so ist es jetzt und so wird es voraussichtlich in alle Zukunft bleiben. Auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, ganz besonders aber bei den Deutschen. Der große Sebastian Bach, dessen arme Witwe von den Almosen guter Bekannter ihren Lebensabend kümmerlich fristen mußte, wurde erst ein Jahrhundert nach seinem Tode entdeckt und, wenn gegenwärtig ein solch wahrhaft Großer irgendwo unter den Deutschen leben und schaffen sollte, wird es ihm bestimmt nicht viel besser gehen.

Nun werdet ihr deutschen Musiker in Hermannstadt, und das mit gutem Rechte, fragen: „Was sollen wir also tun?“ — Nun denn. „Pflegt vor allem die großen deutschen Toten! Aber immer wieder zwischendurch alle die großen und die Kleinen, richtiger gesagt, groß- oder kleinscheinenden deutschen lebenden Musiker. Alle, deren ihr teilhaft werden könnt. Ohne Voreingenommenheit, ohne Parteilichkeit. Und hört, was sie sagen und singen, mit Liebe und gutem Willen. Laßt euch dadurch, daß der eine Name

weltberühmt und der andere gänzlich unbekannt ist, niemals irreführen. Das sind oft nur rein äußerliche Zufälligkeiten. Hört euch heute Schönberg, Korngold, Pfitzner oder Mandl und morgen Fuchs oder Grädener und auch noch seltener aufgeführte deutsche Komponisten wie Wöhl an und urteilt dann mit dem Herzen, nicht bloß mit dem durch Zeitungsartikel oft stark beeinflussten Verstande allein. Wohl soll der Verstand ein gewichtiges Wort mitreden, aber nie darf man vergessen, daß Musik diejenige unter den Künsten ist, bei welcher Gefühl und Empfindung schließlich am meisten entscheidet.

Ich habe vor ganz kurzem ein Streichquartett von dem euch so wohlbekannten alten Hermannstädter Meister Bella im Manuskript gelesen. Und es hat auf mich mit seinem tiefen Ernst, mit seiner gründlichen, so echt deutschen Gediegenheit einen unvergeßlichen Eindruck gemacht; während ich aus so manchem Konzerte hier in Wien, wo gerade eines der größten Werke eines der weltberühmtesten Komponisten mit großem Klimbin zu sensationeller Aufführung gebracht wurde, herausgekommen bin, ohne recht gewußt zu haben, was ich eigentlich gehört.

Schert euch zusammen und pflegt ständig alle gute deutsche Musik, voran den Großmeister des deutschen Liedes, unseren lieben Franz Schubert, den Spielmann unter den deutschen Tonkünstlern, wie ihn Nietzsche tief verstehend nennt. Schuberts gesunder, immer wieder anregender Einfluß ist viel größer als die meisten ahnen, die ihn doch so gut zu kennen glauben. Seht, ich selbst, ein Wiener, der unter dem furchtbaren Schicksal, das Wien nach dem großen Weltkrieg betroffen, mitleidet, muß leider sagen, so hart das Wort manchem Wiener im Ohre klingen mag: „Das Wien, das seinen Schubert durch die jüdischen, ganz

undeutschen dummen Operetten Dreimäderlhaus und Hannerl vor aller Welt geschändet hat, das hat kein besseres Los verdient.“ Und pflegt eifrig Meister der deutschen Oper Mozart, Gluck und Weber und Wagner und den Altmeister Sebastian durch häufige Aufführung seiner ewig schönen Kirchenkantaten und alle die deutschen Meister der Kammermusik von Haydn bis Brahms und weiter hinauf. Aber pflegt mit derselben Liebe und Hingebung auch die unter euch Lebenden, und zwar, wie schon einmal gesagt, ohne Unterschied. Es hat auch sicher der Letzte unter ihnen irgendetwas Schönes und Gutes zu sagen.

Und sind euch Schönbergs Gurrelieder z. B. vorläufig noch unzugänglich, so fangt mit Schönbergs Sextett und seiner Kammerhymphonie an, und könnt ihr Schrekers Opern noch nicht auführen, so singt seine Lieder. In Paul Graeners Streichquartett werdet ihr mindestens ebensoviel Schönes finden wie in einem seiner Bühnenwerke und so ist bei den anderen allen auch. Weingartner könnt ihr auch aus seinen Liedern, aus seinem Liebesliederspiel „Blüten aus dem Osten“ kennen lernen und Bittner aus seiner Klavier-, Kammer- und Vokalmusik. Marxs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung verschiedener Instrumente gehören zu den eigenartigsten Erscheinungen der letzten Zeit und sind leicht aufzuführen. Einer Stadt, die heute Brahms deutsches Requiem auführen kann, sollte es im Verlaufe eines Jahrzehntes nicht möglich sein, dahin zu gelangen, jedes Werk, und stelle es gleich die größten Anforderungen, zu bewältigen?

Und so möchte ich zum Schluß nur wünschen, es möchte von euch aus dem Osten sonniges Heil zu uns kommen und uns das schwere, schwere Unheil, das uns vom Westen her heimgesucht hat und noch immer bedroht, vergessen lassen!

# Religion und Kirche in Björnsons Werken

Von Dr. Heinz Brandsch

„Die Kirche stellt der Bauer in seinen Gedanken auf einen hohen Platz, auf einen Platz für sich allein; er sieht sie in Heiligkeit, umgeben vom feierlichen Ernst der Gräber, erfüllt von der frischen Lebenskraft des Gottesdienstes. Sie ist das einzige Haus, bei dessen Bau er Pracht entfaltet hat, und deshalb ragt ihre Turmspitze für seine Anschauung weit höher, als sie in der Tat ist... Man kann deshalb nie ein richtiges Bild von den norwegischen Bauern, von verderbten oder unverdorbenen, wiedergeben, ohne an irgend einer Stelle die Kirche als Hintergrund heranzuziehen.“

Der diese Worte schrieb, war Björnsterne Björnson, der Sprosse eines alten norwegischen Bauerngeschlechtes, das erst in Björnsons Vater einen Gelehrten, einen Pfarrer, hervorgebracht hatte. Nach des Dichters eigenen Worten müssen wir also auch bei ihm die Kirche als Hintergrund heranziehen, wenn wir uns von ihm ein richtiges Bild machen wollen.

Und ich muß offen gestehen, daß gerade diese „Kirche im Hintergrund“ mich zuerst zu Björnson geführt hat und immer wieder vor meinem seelischen Auge sichtbar wird, wenn ich den Namen des Dichters höre.

Björnson ist nicht Theologe gewesen, nicht im geringsten, er war aber Pfarrerssohn und Norweger und hat so nicht mit zugebundenen Augen an den höchsten Lebensfragen, an religiösen Grundproblemen vorbeigehen können, und jedenfalls auch nicht vorbeigehen wollen. Es ist ja bekannt, wie Björnson zu jeder Frage des öffentlichen Lebens in Norwegen, ja selbst im Ausland, Stellung nahm, dabei nicht selten übers Ziel schoß, durch seine Wahrheitsliebe, Naivität und

Ursprünglichkeit aber auch in solchen Fällen imponierte. Das Größte in ihm ist nicht der Denker, nicht der Dichter oder sogar der Politiker, obwohl er in diesen Eigenschaften heute wohl besser bekannt ist, sondern die Persönlichkeit.

Und wenn ich richtig zu urteilen imstande bin, so haben nicht Politiker oder Dichter oder Denker das wahrste Wort über Religion, Christentum und Kirche gesagt, sondern stets Persönlichkeiten.

Und wahrlich es lohnt sich, diesen Fragen bei Björnson einmal gründlich nachzugehen. Schon ein flüchtiger Blick in Björnsons Werke verspricht reiche Beute. Kaum in einem der Dramen oder Erzählungsstücke des Dichters fehlt der Pfarrer oder die Bezugnahme auf die Kirche.

Wir müssen da vor allem an Pfarrer Sang im Drama „Über die Kraft“ erinnern, von dem ein Geistlicher unter allgemeiner Zustimmung aller Amtsbrüder erklärt: „Dieser Mann ist ja mehr als alle anderen; der edelste auf Erden!... Wir kennen keinen besseren Menschen als ihn; kein vollerer Glaube, keiner stärker als der seine.“ Nicht vergessen dürfen wir aber auch auf den ehrlichen Schwärmer Pfarrer Bratt und all die anderen, die mit ihm das Wunder suchen. Ich erwähne weiterhin unter anderen den Pfarrer im Schauspiel „Der König“, den Bischof im Schauspiel „Leonarda“, Karl Wangen in „Flaggen über Stadt und Hafen“, den Gottsucher Ole Tuft im Roman „Auf Gottes Wegen“, Ødegaard und den Propst in der Novelle „Das Fischermädel“. Und selbst im Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht“, spielt ein Geistlicher eine große und gar nicht lächerliche Rolle,

Wir sind schon daran gewöhnt, in fast allen modernen Werken nur Karikaturen von Pfarrern zu begegnen; Björnson macht eine Ausnahme. Seine Geistlichen sind lebenswahre, fast ausnahmslos wahrheitsuchende Gottesdiener, die am wenigsten selbst daran schuld tragen, daß Leben und Christentum in der Welt sich nicht immer decken wollen. Auch Björnson nimmt es bitter ernst mit seinem Gottsuchen, wie seine Pfarrer. Auch er hat eingesehen, daß „die Religion nicht länger das einzige Ideal der Menschheit ist“. Aber auch in ihm lebt halbverborgen das Bestreben zu zeigen, „daß sie ihr höchstes sei“. Und auch er muß zugestehen, daß „die Glaubenskraft der Menschen heute nicht geringer ist als früher“, daß aber „ein Mann mit dem heutigen Wissen, eine aufgeklärte Frau unserer Tage sich nicht mit dem zufrieden gibt, was ein Mann oder eine Frau früher ohne weiteres glaubte“. Es ist nicht leicht, aus den Werken eines Dichters festzustellen, was nur Ansichten der handelnden Personen sind, und wo der Dichter das gesprochene Wort mit seiner eigenen Person deckt. Vielleicht gelingt es uns aber trotz alledem, besonders da wir auch Briefe Björnsons zum Beleg heranziehen können, des Dichters ureigene Meinung herauszuschälen; denn nicht was hier oder dort über Gott, Christentum und Kirche gesagt wird, interessiert uns hier, sondern das, was Björnson über diese Fragen zu sagen weiß.

Im Drama „Sigurd der Schlimme“ unterhält sich Sigurd mit einem Finnenmädchen, wobei Sigurd auf Fragen des Mädchens hin seinen Gottesbegriff entwickelt: Sein Gott hat keinen Namen, wohnt überall, gibt durch keine Zeichen Antwort, spricht aber in des Menschen Brust; sein Wille hat zu geschehen. „Dann ist dein Gott ein harter Gott“, so schließt das einfache Naturkind und

setzt dann fort: „Kein Wunder! Auch das ganze Volk, das ihn anbetet, ist ein hartes Volk. Wie du ist er unersättlich.“ Und als sie Sigurd nun auf das Böse in seinem Volke hinweist, da verteidigt sich dieser: „Das Böse haben sie nicht von Gott.“ Es sind in diesem kleinen Zwiegespräch einige Fragen angeschnitten, die nicht mit ein paar Worten erledigt werden können. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß nicht nur Gott den Menschen sich zum Bilde geschaffen, sondern daß auch der Mensch Gott sich zum Bilde täglich schafft. Unser Gott ist immer ein Abbild unserer eigenen Seele. Sigurd verteidigt gegenüber dem Heidenmädchen den Christengott, meint wenigstens den Gott der Christen, zeigt uns aber den Gott, der in seiner Brust allein lebt und wirkt. Das stimmt wohl auch mit dem überein, was der Sozialrevolutionär Elias, der Sohn Pfarrer Sangs, einmal in die Worte kleidet: „Wir glauben beide, Gott ist etwas, das wir in uns selbst erkämpfen müssen.“

Und dieser selbst erkämpfte Gott läßt wohl auch bei Björnson nicht mit sich handeln, aber hart ist er kaum.

„Wen Gott auf Erden  
allein gestellt,

dem wird er selbst zur Stütze werden“,

hat der Dichter „in einer schweren Stunde“ selbst gesagt. Und jedenfalls deckt Björnson folgende schöne Worte Sangs mit seiner ganzen Persönlichkeit: „Gottes Liebe ist kein Vorrecht der Gläubigen. Ihr Vorrecht ist es, seine Liebe zu empfinden und sich ihrer zu freuen.“

Was Gott ist, erkennt man nicht von heute auf morgen, manchen inneren Kampf muß man durchkämpfen, bis man mit dem Pfarrer Ole Tuft — und durch ihn spricht wieder Björnson — bekennen darf, daß das Leben das höchste ist. „Und nach diesem Tage werde ich nicht Gott oder Gottes Willen zuerst in einer Formel

suchen oder in einem Buche oder an einer Stelle, als wäre er vor allem dort, nein, vor allem im Leben — dem Leben, das der Tiefe der Todesangst abgewonnen, im Sieg des Lichts, in der Wonne der Hingebung, in der Gemeinschaft des Lebens. Gottes vornehmste Rede zu uns ist die des Lebens; die höchste Verehrung, die wir ihm erweisen können, ist die Liebe zum Leben... Niemals werden mir wieder die Worte das Höchste werden, ebenso wenig die Zeichen; die ewige Offenbarung des Lebens wird es sein. Nie wieder werde ich in einer Lehre festfrieren, sondern die Lebenswärme mag meinen Willen lösen. Niemals wieder werde ich Menschen nach Dogmen aus dem Gerechtigkeitsgefühl verschwundener Zeiten heraus beurteilen, wenn es nicht auch dem Maßstabe der Liebe in unserer Zeit Genüge leistet. Niemals bei Gott! Und zwar deswegen nicht, weil ich an ihn glaube, den Gott des Lebens, an seine unabhängige Offenbarung im Leben.“ Es ist derselbe Gott des Lebens, dem Björnson seine wundervollen „Psalmen“ weiht. Und diesen Gott verehrt unser Dichter, indem sein Sinn alles verehrt, „was groß und edel strebt zu höheren Räumen“. Etwas einfacher und praktischer drückt Ole Tuft die beste Art der Gottesverehrung aus, wenn er sagt: „Wo brave Menschen gehen, da sind Gottes Wege.“

Ist Björnsons Gott nicht der Gott Jesu?

Vergessen wir doch auch hier nicht, daß Name Schall und Rauch ist, Gefühl dafür alles. Und Björnson scheint Gott ähnlich gefühlt zu haben wie der große Nazarener.

Zu Gott aber führt nicht das Denken, sondern der Glaube. Über diesen Glauben hat Björnson herrlich tiefe Worte gesprochen. Man fühlt es, wie eigenes Kämpfen, eigene Lebenserfahrung ihn solche Worte sprechen läßt. Glauben ist

ihm nicht ein Bekennen von Worten. „Glaube ist Tat“, sagt Rachel in wehmütigem Gedenken an ihren Bruder Elias, der in seinem stürmischen Eifer eine ganze Versammlung von Fabrikanten in die Luft sprengt, um seinen sozialen Zukunftsstaat zu verwirklichen, der aber zugleich sich selbst mitopfert. „Er war ein Glaubender, er verkündete keine Lehren, die er nicht selbst hätte erfüllen mögen.“ Nicht auf den Inhalt dieses Glaubens ist hier zu achten, sondern auf jenen Nachdruck, daß Glaube Tat sein müsse, erst in dem Handeln auf seine Echtheit hin geprüft werden könne. Nicht, was man glaubt, müssen wir bei der Beurteilung der Menschen ins Auge fassen. „Was das Glauben betrifft“, sagt Pfarrer Sang, „so ist das Gottes Sache. Wir können nichts sein als wahr. So werden wir schließlich glauben, hier oder dort.“

Und auch hier dieselbe Erfahrung, die man so häufig macht. Etwas, das man schwer kämpfend erringt, bleibt länger und fester unser Eigentum als das, zu dem wir leicht gekommen. Als Elias seinem Vater gesteht, daß er nach heftigem Zweifeln seinen Glauben verloren, da tröstet dieser ihn: „Du gewannst deinen Glauben bei mir zu leicht... Vielleicht ist es aber gerade der Anfang zu einem neuen Glauben, der nicht mehr verloren werden kann.“

Daß unser Glauben aber ganz wesentlich von der Umgebung abhängt, in der wir aufwachsen, gesteht auch Björnson ein; gerade an Sangs Kindern können wir es genau beobachten. Aber auch die leblose Natur wirkt ständig auf unser Glaubensleben ein. Wie „die Natur“ in Norwegen „über das gewöhnliche Maß hinausgeht“, so sind auch „die Vorstellungen der Menschen dementsprechend, maßlos... Und auch ihr Glauben paßt hieher“. Der Glauben dieser Menschen ist so maßlos, daß er nicht

einmal vor dem Wunder Halt macht, auch dieses wird als etwas Selbstverständliches hingenommen. Unter diesen Menschen, in dieser Umgebung kann kein Zweifel darüber entstehen, ob Jesus Wunder getan, Kranke wundertätig geheilt, vermögen doch solche Wunder auch andere zu bewirken. Pfarrer Sang braucht nur einzutreten, „so hat das Leiden ein Ende“. Er betet mit den Kranken — hundertmal ist es geschehen — und sie wurden gesund, ja er hat mehrere Kranke sogar so geheilt, daß er ihnen schrieb, zu der und der Zeit werde er für sie beten, „und von eben dieser Stunde an nahm ihre Krankheit eine andere Wendung“. Sie bringen einen Kranken am Morgen zu ihm, „krank, ach so krank“, und am selben Tag noch geht er und alle Menschen sehen ihn und wundern sich noch kaum darüber. Auch Pastor Tuft hat einmal eine Frau wunderwirkend geheilt: „sie war krank an Schwäche, und es gab keine Hilfe; da kam er und richtete ihren Willen am Glauben auf — ein Faktum, das niemand bestritt; seitdem schwärmt sie für ihn.“ Glaubt nun aber auch Björnson an das Wunder? Die zwei Seelen, von denen Goethe schreibt, wohnen sicher auch in Björnsons Brust. Mystizismus und nüchternster Realismus kämpfen in ihm um die Vorherrschaft. So sehr er auch für die Freiheit des Geistes eintritt, kann er die ungeheuere Sehnsucht nach dem Wunder in sich doch nicht unterdrücken. Er möchte das Wunder, wie mancher von uns, sehen, ohne an seine Möglichkeit glauben zu können. Das ist ein Widerspruch, zugegeben. Die Menschen aber kennen das Leben nicht, die dort, wo Widerspruch im Fühlen und Handeln eines Menschen sichtbar werden, gleich Unwahrhaftigkeit wittern.

Björnson hat in seinem Drama „Über die Kraft“ den Versuch gemacht, diesen Widerspruch in sich aufzulösen, es

ist wohl ein Versuch geblieben, denn diejenigen, die das Wunder wirklich schauen, gehen daran zugrunde.

Heinrich Weinelt scheint mir in einem außerordentlich lesenswerten Buche „Ibsen, Björnson, Nietzsche — Individualismus und Christentum“ dieses Drama allzusehr als Tragödie des Christentums werten zu wollen. Ich meine, es ist wohl auch von Björnson vor allem als Tragödie des Wunders gedacht. Das Christentum hat nicht mehr und nicht weniger mit dem Wunder zu tun, als jede andere orientalische Religion, ja selbst irgendein modernes konfessionsloses Religionsbekenntnis. Es ist nicht richtig, daß der Aberglaube im Christentum heimischer sei als sonst irgendwo. Muß ich daran erinnern, daß Jesus die Leute, die ein Zeichen von ihm forderten, ein böses und ehebrecherisches Geschlecht gescholten? Daß Pfarrer Bratt und seine Amtsbrüder es mit dem Christentum verquicken, hat dann wohl zu der irrigen Auffassung geführt, als ob nach Björnsons Meinung das Christentum über die Kraft sei. Das Wunder ist eben die Kraft. Und wo man es herabzwingen will, da vernichtet es den Menschen, der sein ganzes Leben auf dieses Übernatürliche eingestellt hat.

Die Wunderfüchtigen aber sind wohl in größerer Anzahl vorhanden, als wir in unserem aufgeklärten, naturwissenschaftlich orientierten Jahrhundert annehmen sollten. Pfarrer Bratt weiß dieser Sehnsucht unnachahmlichen Ausdruck zu verleihen, wenn er sagt:

Wenn ein Mirakel sich unter uns zeigte, — ein so großes, daß „alle die es sahen, glaubten“ —?

Zuerst würden Millionen angestürmt kommen, — alle die in Not und Sehnsucht leben — die Enttäubten, die Unterdrückten, die Leidenden, alle die nach der Gerechtigkeit verlangen.

Würden sie hören, das Reich Gottes, in des Wortes alter Bedeutung, wäre wieder herab zur Erde gekommen, — gleichviel an welchem Ort, — in Tränen, in Jubel, ja wenn die meisten von ihnen sich auch in der Gefahr wüßten auf dem Wege dahin zu sterben, — lieber sterben auf diesem Wege, als leben auf einem anderen! Sie kämen gefroren, jeder aus seinem Dorfe, seiner Hütte, seinem Lager, die Kranken als die ersten; alle hin zu der Offenbarung Gottes!

Aber sie würden nicht allein bleiben. Alle die nach Wahrheit auf Erden suchen, würden ihnen folgen. Zuerst diejenigen, bei welchen der Trieb nach der Wahrheit am stärksten ist: die tiefen und aufrichtigen Forscher, die großen Geister. Ihre Glut würde am herrlichsten sein, ihr Glaube am gewaltigsten. Denn nicht der Trieb nach Wahrheit fehlt ihnen, nicht die Fähigkeit zu glauben; nein, bloß das Wunder fehlt!

Sie alle wollen Gewißheit und Frieden, was diese größte Frage der Welt betrifft. Selbst die Leichtfertigen, welche sie als etwas Unnützes oder Unmögliches beiseite geschoben haben, — alle, ohne Ausnahme, sehnen sich nach mehr, als sie wissen, das heißt nach dem Glauben. Aber gebt ihnen das Pfand!

Das Pfand dafür, daß die Verheißung wahr ist. Sehen sie das, so werden sie auch glauben, was sie nicht sehen.

So war es von Anfang an.

Diejenigen, welche sich nun mit dem Geringeren begnügen lassen, — mit ihrer persönlichen Erfahrung: — die machen es wie die Mohammedaner, die Juden und Buddhisten. Denn auch diese berufen sich alle auf ihre persönliche Erfahrung.

Erst ein Pfand dafür, daß diese persönliche Erfahrung eine allgemeine Wahrheit ist; gerade das ist es, was mangelt.

Aber das eben suche ich, als das Versprochene.

Das Wunder aber tötet.

Pfarrer Sang, der wie der Frühling unter die Menschen tritt, überall gebend, tröstend, kann allen Menschen helfen, nur seiner Frau nicht, weil sie seinen Glauben nicht teilt. Krank liegt sie nun schon seit so langer Zeit auf dem Schmerzenslager; sie kann er nicht heilen, weil sie nicht mit ihm beten kann. Da will Sang das höchste Wunder vom Himmel herabzwingen, auch dort heilen, wo der Glaube fehlt. Er eilt zur Kirche: „Jetzt läute ich selber mein Gebet ein. Beim ersten Ton der Glocke wißt ihr, daß ich begonnen habe, für die Mutter zu beten.“ Berglawinen gehen nieder, die Kirche bleibt unverfehrt. Ist das nicht das ersehnte Wunder? Sangs Frau steht auf, sie geht ihrem Mann entgegen, dann sinkt sie tot in seine Arme. Auch er greift sich ans Herz und stirbt am Wunder.

(Fortsetzung folgt.)

## Politik und Volkswirtschaft

.....

### Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 18. November 1920.

Der erste Abschnitt des Lebens im neuen Staat ist für das sächsische Volk schon lange zu Ende gegangen. Er stand

unter dem Zeichen der Verheißungen von Karlsburg. Der politische Wert der Beschlüsse der rumänischen Nationalversammlung ist schon im Winter 1918

verschieden beurteilt worden. Aber sie bildeten für uns alle die Grundlage, auf der allein wir unser Verhältnis zum rumänischen Staat so einrichten konnten, wie es geschehen ist. Nach dem Anschluß des sächsischen Volkes, der für Rumänien von außerordentlichem Wert war, gestalteten sich die politischen Verhältnisse für uns zunächst natürlicher Weise nicht ungünstig. Aber auch damals, in der allerersten Zeit war nur der allgemeine Zustand leidlich. Zu irgendwelcher grundsätzlichen Sicherung unserer Rechtsverhältnisse als völkischer Minderheit ist es nie gekommen. Nicht um Bevorzugungen hätte es sich dabei handeln sollen, sondern um den allmählichen Aufbau einer klaren Minderheitspolitik. Man kann wohl sagen, daß die eine oder andere Regierung mehr Verständnis für uns hatte. Aber zur Bildung einer bestimmten politischen Konzeption in der Minderheitsfrage hat tatsächlich noch keine Regierung Wertvolles beigetragen. Die Folge dieses systemlosen Zustandes ist das allmähliche Hinübergleiten in den zweiten Abschnitt unseres politischen Lebens im neuen Staat. Er steht unter dem Zeichen der Enttäuschungen, die aus vielen Einzelheiten mit der Zeit immer mehr zu deutlichem politischem Erleben geworden sind. Nicolai Jorga hat den heutigen Zustand mit sicherem Nachempfinden „die Unzufriedenheit der Sachsen“ genannt. Unsere Politik hat immer eine gewisse persönliche Note. Abwehr von Regierungsmaßnahmen, Gegnerschaft zu gewissen politischen Anschauungen bedeutet bei uns nicht Opposition gegen Regierung oder gar den Staat. Wir stehen fern vom politischen Streit der Parteien um die Macht. Daraus ergibt sich von vornherein völlige Unvoreingenommenheit den einzelnen parlamentarischen Gruppen und politischen Führern gegenüber. Es wird noch lange dauern, bis in reichs-

rumänischen Kreisen das wahre Verständnis für die Eigenart unserer politischen Stellung erwacht. Man beschäftigt sich zu wenig mit uns und beachtet unsere Presse und Zeitschriften im großen politischen Getriebe fast gar nicht. Die „Unzufriedenheit der Sachsen“ ist heute die wahre Gemütsverfassung unseres Volkes. Sie stellt einen Zustand dar, der noch keine oppositionelle politische Stellung zur Folge haben muß. Es liegen in ihm nur die Keime dazu. Niemand von uns hat ein Interesse daran, die gegenwärtigen Zustände auch nur einen Augenblick länger aufrechtzuerhalten oder gar zum Ausgangspunkt einer rumänengegnerischen Politik zu machen. Jeder, dem sächsischen Volke wirklich gutgesinnte und gerecht gegenüberstehende Rumäne muß vielmehr erkennen, daß bei uns folgerichtig auch heute der Wille und die ernste Geneigtheit besteht, die Politik der beiden Völker einander auch über die herrschende Unzufriedenheit hinweg näher zu bringen. Wir dürfen es uns aber nicht verhehlen, daß die heutige Lage große Gefahren in sich schließt. Das sächsische Volk steht seit dem Herbst 1918 zum erstenmal in einer großen politischen Krise. Es ist selbstverständlich, daß unser heutiger Seelenzustand nicht lange aufrechterhalten werden kann, ohne daß er schließlich zu einer auch politisch fühlbaren Entladung der Volksregung führen müßte.

Die Enttäuschungen, die unser Volk in dem letzten Jahr erlebt hat, sind verschiedener Art. Die große Menge ist mißstimmt und unzufrieden wegen der unzähligen kleineren und größeren Konflikte, in die sie infolge der immer allgemeiner werdenden Rechtsunsicherheit hineingekommen ist. Die politisch Empfindenden aber sind zum Teil enttäuscht wegen der nicht in Erfüllung gegangenen Erwartungen, die wir an die Siebenbürger Rumänen geknüpft hatten. Ihre partei-

mäßige Einheit ist längst zerschlagen und ihre politischen Fähigkeiten haben sich den Anforderungen der rumänischen Verhältnisse nicht als gewachsen erwiesen. Unsere rumänischen Mitbürger aus Siebenbürgen sind heute politisch leider schon sehr kleine Leute. Einzelne von ihnen werden uns auch in Zukunft wertvolle Dienste leisten. Die Entwicklung hat aber dazu geführt, daß wir nicht in erster Linie mit gewissen rumänischen Parteien Politik zu machen suchen, sondern von den Unterschieden der Parteien im Sinne von oppositionell und gouvèrnemental ganz absehen und immer nur das politisch organisierte rumänische Volk in seiner Gesamtheit als Gegenspieler betrachten. Nicht einzelnen Parteien werden wir den Vorzug geben, sondern jede uns gerecht erscheinende Politik unterstützen — mag sie woher immer kommen.

Für das rumänische Volk kann in der Beurteilung unserer Politik nur die eine Frage entscheidend sein: wie stellen wir uns zum neuen Staat? Wir sind ein politisch geschultes Volk und wer uns kennt, weiß, daß wir immer nur nach reiflicher Überlegung handeln. So ist auch unser Verhältnis zum neuen Staat seit den Tagen des Anschlusses von Mediasch endgiltig geklärt. Unser Volk wird keinen Staats- oder Volksirredentismus treiben, schon einfach deswegen nicht, weil es ihm physisch und räumlich vollständig unmöglich ist. Darüber kann auf keiner Seite Zweifel bestehen. Ebenso ist es aber auch unverständlich, wie wir noch immer dem Vorwurf der „Politik des Staates im Staate“ begegnen. Nur böse Gestimmung oder politische Naivität kann solche Ammenmärchen erfinden. „Staat im Staate“ bedeutet das Bestreben, durch Trennung der gesetzgeberischen Macht gewissen Landesgebieten eine staatsrechtlich bevorzugte Stellung zu geben. Das fordert keines unserer politischen

Programme und keiner unserer politischen Beschlüsse. Was wir wollen und ernstlich anstreben, ist die Erhaltung und der weitere Ausbau der bereits gesetzmäßig bestehenden Selbstverwaltung in Gemeinden, Städten und Komitaten. Wir fordern also nicht Gebietsautonomie in gesetzgeberischem Sinne, sondern Teilung der Verwaltungskompetenzen und Übertragung eines möglichst großen Wirkungsbereiches auf die Grundeinheiten des Verwaltungsgetriebes. Das ist genau daselbe, was die Rumänen heute „Dezentralisierung der Verwaltung“ nennen. Ebenso wie in dieser Frage sich unsere Bestrebungen im Rahmen der legitimen Staatspolitik bewegen, ist auch unser Verhältnis zu den Grundfragen der Sozialpolitik unabänderlich gegeben in der konservativen Entwicklungsrichtung, die unser ganzes Volksleben hat. Wir sind als Bauern- und Bürgervolk ein vorbildlich staatsbehaltendes Element. Jede umstürzlerische Bewegung muß naturnotwendig die Lebensgrundlagen unseres Volkes bedrohen. Wer urteilsfähig ist in diesen Dingen, wird in seiner Ansicht solange nicht wankend werden, als wir nicht den Verstand verlieren oder der wirtschaftliche Niedergang unsere soziale Volksstruktur von Grund auf ändert.

Die allgemeine Rechtsunsicherheit ist im Laufe der Monate immer größer geworden. Wir glaubten, daß mit Beginn der Parlamentstätigkeit die politische Entwicklung wieder in verfassungsmäßige Wege geleitet würde. Aber weder das erste noch das zweite Parlament hat auch nur die geringste Besserung gebracht. Wir sind heute so weit, daß niemand mehr weiß, was wirklich Recht oder Unrecht ist und welche gesetzgeberischen Akte unabänderliche Rechtszustände schaffen. Es liegt ein wohlüberlegtes System darin, durch Regierungsverordnungen Regelungen zu treffen, die rechtmäßig zwar keinen

endgiltigen Charakter haben, aber in Wirklichkeit für die Gesetzgebung und das öffentliche Urteil unabänderlich sind. Unser Volk fordert eine unter öffentlicher Kontrolle geführte systematische Gesetzgebung, die höchste Staatsautorität für uns sein muß. Wir streben keinen „Staat im Staate“ an, wir wollen aber auch nicht „streini“ sein, die bei Erteilung von Auswanderungspässen und bei Evakuierungsmaßnahmen eine andere Behandlung als genetische Rumänen erfahren. Es soll auch nicht den Anschein haben, als ob sich unsere Unzufriedenheit nur gegen gewisse Parteien oder die Regierung richtet. Wir kennen vom Standpunkt unserer Volkspolitik keinen Unter-

schied in der Beurteilung der Parteien, der von vornherein zu sicherer Opposition oder Regierungsfreundlichkeit führen muß. Unser Volk hat den ernstesten Willen, mit dem Rumänentum zu wirklicher Verständigung und friedlichen Verhältnissen zu gelangen. Die Opposition ist nur das äußerste Mittel, das wir bloß gebrauchen, wenn wir außer schlechter Behandlung auch Zurückweisung erfahren. Aber eines steht unabänderlich fest für uns: wir sind ein Volk, das zu arbeiten versteht und genau weiß, was es will. Mit Gewalt und Unterdrückung wird uns niemand niederringen. Dazu sind unsere Schädel zu hart, unsere Arme zu kräftig und unser Volksbewußtsein zu stolz.

## Volkswirtschaftliche Rundschau

Von Dr. phil. Otto Fritz Fickel.

Wenn das Ostland künftighin in einer volkswirtschaftlichen Rundschau periodisch über wirtschaftliche und soziologische Dinge berichtet wird, dürfte es zunächst notwendig sein, jene Probleme abzugrenzen, welche den Gegenstand unserer Betrachtung bilden können.

Alles wirtschaftliche und soziologische Geschehen stellt sich uns in drei Umkreisen dar, als Weltwirtschaft, als Staatswirtschaft des Staates Rumänien und endlich als „Volkswirtschaft“ im engsten Sinne, als die Wirtschaft der deutschen Siedlungsgruppen in Groß-Rumänien.

Die Weltwirtschaft wird nur insoweit für uns in Betracht kommen, als ihr Geschehen von Einfluß auf Rumäniens wirtschaftliche Entwicklung ist. Demnach werden wir uns hauptsächlich mit der Wirtschaftspolitik Rumäniens und den speziellen Problemen der deutschen Siedlungsgebiete zu beschäftigen haben.

Wenden wir uns zunächst der inneren und äußeren Wirtschaftspolitik Rumäniens zu. Rumänien gehört, wie ich früher einmal

in dem Ostlande darzustellen versuchte, zu den Staaten, die bei den Friedensschlüssen von Versailles und St. Germain und Trianon als politische Sieger bezeichnet wurden, wirtschaftlich aber an das Schicksal der mitteleuropäischen besiegten Staaten geschmiedet zu sein scheinen. Die letzte Vergangenheit hat dafür einen neuen Beweis erbracht. Denn während das drohende Gespenst des russischen Bolschewismus durch die Siege der Polen zunächst von den Grenzen Süd- und Westeuropas gebannt wurde, während der Außenminister Rumäniens auf seiner Auslandsreise von Erfolg zu Erfolg schritt, folgte der Leu den Schwankungen der mitteleuropäischen Valuten und fiel gemeinsam mit diesen auf dem Markte der großen Entente. Wir sind ein Land mit reichen wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten. Aber wir gehören organisch dem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete an. Die durch den Krieg und die im Anschlusse daran erfolgte neue Staatenbildung bedingte Zertrüm-

merung des mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes, die wirtschaftliche Ausbeutung der Walachei durch die Mittelmächte, die Zerstörungen in Neurumänien durch die Revolution bilden die Grundlage aller Mißstände, die durch die innere und äußere Wirtschaftspolitik Groß-Rumäniens überwunden werden müssen, wenn unser Wirtschaftsleben wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden soll.

Der Krieg hat die ganze Welt vor Wirtschaftsprobleme gestellt, für deren Lösung in dem letzten Jahrhundert Beispiele nicht zu finden sind, was zur Folge hat, daß die leitenden Wirtschaftspolitiker aller Staaten die mangelnde Erfahrung durch Experimente ersetzen müssen, die nach der verschiedenen soziologischen Struktur ihrer Regierungsformen einen äußerlich verschiedenen Charakter tragen, ihrem Wesen nach aber verblüffende Ähnlichkeiten zeigen. Die Maßnahmen Belaruns und die Dekretgesetze Rumäniens gegen die Spekulation unterscheiden sich kaum. Überall stoßen wir auf Versuch, an die Stelle des wirtschaftlichen Liberalismus und Individualismus eine Form von staatlichen Sozialismus zu stellen. Bolschewismus und monarchischer Absolutismus streben demselben Ziele nach, die Bereicherung des Unternehmertums auszuschalten, den freien Handel zu beseitigen und das gesamte wirtschaftliche Leben durch gesetzliche Eingriffe zu regeln. Als Mittel kommt die „Verbeamtung“ alles wirtschaftlichen Geschehens zur Anwendung. Eine Anzahl von Kommissionen, die mit jedem Tage vermehrt wird, hat die Aufgabe die staatssozialistischen Theorien der vorherrschenden Klasse zu verwirklichen. In den Staaten, die durch die Revolution gegangen sind, bildet diese vorherrschende Klasse das Proletariat, wir finden die „Diktatur des Proletariats“, während wir in den übrigen Staaten ein Vorherrschen des Beamten-

tums erblicken, das wir mit Recht als eine „Diktatur des Beamtentums“ bezeichnen können.

In Rumänien finden wir diese Diktatur des Beamtentums, welche durch die Persönlichkeit seiner augenblicklichen Führer eine eigentümliche Färbung hat, nämlich die Untermischung des Beamtentums durch aktive Offiziere. Sowohl die äußere als die innere Wirtschaftspolitik Rumäniens läßt sich nur von diesem Ausgangspunkte aus verstehen. Die theoretische Grundlage unserer Wirtschaftspolitik läßt sich wohl auf die folgenden Sätze zurückführen:

1. In der wirtschaftlichen Außenpolitik müssen die allgemeinen politischen Tendenzen zum Ausdruck kommen. Rumänien ist von seinen früheren wirtschaftlichen Beziehungen zu den Mittelmächten zu lösen und soll auch wirtschaftlich an seine politischen Freunde angeschlossen werden. Der nationale Gedanke hat auch in der Wirtschaftspolitik zum Ausdruck zu kommen.

2. Der Grundsatz von Angebot und Nachfrage ist heute in dem wirtschaftlichen Leben ausgeschaltet. Die Leistungsfähigkeit der Industrie und die Verbilligung des Lebens kann nicht durch eine Vermehrung des Angebotes, sondern allein durch gesetzliche Maßnahmen gefördert werden.

Es wird wohl notwendig sein, den Beweis anzutreten, daß diese Grundsätze wirklich in der heutigen Wirtschaftspolitik Rumäniens zum Ausdruck kommen. Was die Außenpolitik betrifft, so genügt es wohl auf einige Tatsachen kurz hinzuweisen. Es ist heute noch der wirtschaftliche Verkehr mit Deutschland, Ungarn, Jugoslawien und Bulgarien beinahe ausgeschlossen. Ein Handelsabkommen mit Deutschösterreich besteht erst seit kurzem. Während durchlaufende Warenzüge schon seit dem Frühjahr 1919 Deutschland, Polen,

Tschechien, Ungarn, Jugoslawien und Deutschösterreich verbinden, ist ein Frachtenverkehr zwischen diesen Staaten und Rumänien nur durch die private Initiative einzelner Unternehmer in wenigen Fällen durchführbar. Die Angehörigen der früher feindlichen Staaten erhalten nur unter den größten Schwierigkeiten eine Einreisebewilligung nach Rumänien. Der Versuch, die wirtschaftliche Außenpolitik unter den Gesichtspunkt der nationalen Sympathien zu stellen, tritt überall so klar zutage, daß es überflüssig erscheint, viele Worte darüber zu verlieren.

Schwerer erscheint es dagegen den Beweis dafür zu erbringen, daß in der inneren Wirtschaftspolitik die Grundanschauung vorherrscht, daß durch künstliche Eingriffe eine Gesundung des wirtschaftlichen Lebens zu erreichen sei und daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage und überhaupt natürliche äußere Gegebenheiten keine Rolle spielen. Doch verfügen wir über eine genügende Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen, insbesondere die Dekretgesetze zur Bekämpfung der Spekulation, in welchen wir die angeführten Grundsätze klar enthalten finden. Es geschieht sehr wenig, um das Angebot zu vermehren und dadurch eine Gesundung des Wirtschaftslebens zu bewirken. Das Hauptaugenmerk ist nicht darauf gerichtet, unserer Industrie durch Handelsverträge mit dem Westen die notwendigen Rohstoffe zu verschaffen und unseren landwirtschaftlichen Produkten eine Ausfuhrsmöglichkeit nach dem Auslande zu sichern. Die Reorganisation des Verkehrswesens steht nicht so sehr im Mittelpunkt des staatlichen Interesses, als die Bekämpfung der Spekulation im Inlande. Höchstpreise für die Landwirtschaft, Überwachung der gewerblichen Produktion und Preisprüfungskommissionen für den Handel sind das Universalmittel, welches nicht nur das Leben im Inlande in gesunde Bahnen lenken soll, sondern von

dem naive Gemüter auch die Besserung des Leu auf dem auswärtigen Geldmarkte erwarten, denn wenn man im Auslande hört, daß in Rumänien alles so billig ist, so wird der Kredit des Landes steigen.

Das somit skizzierte Wirtschaftssystem erhält aber seine eigentümliche Note dadurch, daß heute eine Menge der höchsten Beamtenstellen durch aktive Offiziere besetzt sind. Dieses hat zur Folge, daß die merkantilistischen Verordnungen und Bestimmungen der Regierung, welche sonst zum größten Teile in Aktenbündeln verstauben, in Rumänien in Wirklichkeit umgesetzt werden. General Averescu hat wohl bei seinem Regierungsantritt gemerkt, daß die Beamten nicht das richtige Instrument sind, um seinen Dekreten absolute Durchführung zuzusichern. Beamte sind daran gewöhnt, über Verordnungen zu grübeln und in der Anwendung auch ihre eigene Beurteilung zur Geltung zu bringen. Nur das Militär kennt blinden Gehorsam. Der Offizier ist dazu erzogen, das Reglement dem Buchstaben nach zu erfüllen. Infolgedessen führt er auch die Dekrete, welche wirtschaftliche Probleme betreffen, absolut durch.

Wir finden demnach heute in Rumänien eine Art von staatssozialistischer Wirtschaftspolitik, welche in ihren Tendenzen sich mit der Wirtschaftspolitik aller Staaten ähnelt, welche durch den Krieg wirtschaftlich zerrüttet worden sind. Der Träger dieser Wirtschaftspolitik ist der Beamtenstand und die Offiziere. Wir versuchten die Tendenzen ihrer wirtschaftlichen Maßnahmen zu erkennen und fanden sie in Theorien, welche der Doktrin des Merkantilismus in dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nahe verwandt sind.

Unsere weitere Aufgabe wird darin bestehen, den Einfluß dieser Wirtschaftspolitik auf unser Wirtschaftsleben zu untersuchen.

## Kritik des Tages

**Geistige Teilnahmslosigkeit.** Jammern und Wehern gegen die Erscheinung der geistigen Teilnahmslosigkeit, die die weitesten Kreise unserer „Intellektuellen“ ergriffen hat, hilft am wenigsten. Dringen doch die Worte, die hier ausgesprochen werden, nicht zu den Ohren der Teilnahmslosen, denn sie lesen ja infolge ihrer Apathie diese Zeitschrift nicht. Ich weiß nicht, wie paprizierte Standalgeschichten in „Kritik des Tages“ aufgetischt werden müßten, um das „allgemeine Interesse“ zu erregen — und gerade dann wäre dies am allerwenigsten ein „sachliches“.

Wir müssen uns also an die kleinere Gemeinde der für das geistige Wohl oder Wehe unserer Kulturgemeinschaft Lebenden wenden. Und da handelt es sich tatsächlich bloß darum, die Erscheinung festzustellen, nach ihrer Ursache zu fragen und ihre „Heilung“ anzustreben.

Die Erscheinung ist da. Brauchen wir sie den „Engeren“ wohl noch besonders zu belegen? Vielleicht doch! Denn sie gehen nur in die Konzerte und ins Theater, wenn sie den Schimmer einer Hoffnung haben, doch noch die gute Aufführung eines guten Stückes erleben zu können. Aber sie gehen nicht allsonntaglich auf den Sportplatz und allabendlich ins Kino, wo überall die Preise womöglich höher sind, als in den besten Konzerten, und wo sich die Menge an der Kasse kaut, während unsere besten Künstler vor leeren Sitzreihen singen.

Woher dies alles?

Auf eine psychologische Erklärung des Sport- und Kinozaubers einzugehen erübrigt sich. Aber nach einer Antwort auf solche und ähnliche Fragen, warum z. B. das altbewährte, musikalisch hochkultivierte Konzertpublikum von gestern, heute nicht mehr zu sehen ist, drängt es doch. Ist es die mißliche äußere Lage unserer Festangestellten? Sind es die verschiedenfachen, namentlich auch seelisch wirkenden Vegetationen und Brutalitäten unseres „Zeitalters“? Ich glaube nicht, daß das erstere der ausschließliche Grund sein mag. Können es doch, wie der Tatbestand lehrt, auch die Festbesoldeten z. B. leisten, daß ihre Töchter zum Fußballmatsch, Sitzplatz à 10 Lei und zu den teuersten Tanzunterhaltungen gehen, weil dort eben ein „Vergnügen“ in Herrngesellschaft ist. Die

Geldknappheit mag ein Grund mit sein, im allgemeinen ist doch wohl die seelische Müdigkeit, Mutlosigkeit schuld. Es ist schon alles gleich, wozu Kunst, Wissenschaft — wozu überhaupt noch geistige Bestrebungen. Bei den einen heißt es, sich gerade nur noch materiell über Wasser halten, bei den andern, zu dem Erschobenen in möglichst kurzer Zeit möglichst viel dazuerraffen. Da wird der Geist allerdings stumpf. — Ich glaube die Beobachtung der seelischen Apathie namentlich an gewissen mittleren Altersklassen (von den ältesten Jahrgängen ganz abgesehen) gemacht zu haben, daß sie nun auch jüngere Geschlechter ergreift; darin liegt die Gefahr, deshalb spreche ich. Wir müssen elastisch bleiben! Das ist die einzige Rettung vor dem drohenden geistigen Ruin. So schlechte Erfahrungen der Einzelne und die kleineren Gemeinschaften Gleichgesinnter, geistig für die Kulturwerte Arbeitender in der Öffentlichkeit gegenwärtig auch machen mögen, sie dürfen nicht locker lassen! Krisen müssen überwunden werden. Nur der arbeitet wirklich für die Kultur seines Volkes, der nicht nur in Zeiten geistiger Hochströmungen sich von großen Gedanken tragen läßt, sondern der gerade in der Epoche allgemeiner Erschlaffung den Glauben an den langsamen aber dauernden geistigen Fortschritt nicht verliert und trotz scheinbaren augenblicklichen Mißerfolges sein geistiges Lebensziel zähe vorwärts trägt.

**Allerlei Namen.** Warum nur die Eltern ihre Kinder Josef, Rudolf, Eleonore, Elisabeth taufen lassen, wenn sie sie dann doch Schnucki, Bonzi, Binzi, Jtschi heißen?

Aber das geschieht aus Zärtlichkeit, wird man sagen. Mag sein, daß es so ist; aber warum begnügt man sich nicht mit den von der normalen Sprache gebotenen Zärtlichkeitsformen Ceppi, Rudi, Käthchen, Lorchen? Warum jene phantastischen Laufkomplexe?

Vielleicht darum, weil die meisten Eltern mit den Kindern, so lange sie klein sind, umgehen und reden, als ob sie Puppen zum Spielen wären, denen man also auch Puppennamen gibt. Mögen Dichter ihre Phantaspuppen mit sonderbaren Tongebilden z. B. Cad, Mao bezeichnen; reale Menschenfinder sollte man mit vernünftigen Namen benennen.

Freilich, sind die Kinder herangewachsen und können die Eltern nicht mehr mit ihnen wie mit Puppen spielen, — wie froh sind wir, so sagen die Eltern dann, daß die Kinder zur Schule gehen, daß sie „einem aus den Füßen kommen“. So lautet der bezeichnende Ausdruck. Aber wenn die Kinder in den Jahren zwischen 14 und 20 sind, in denen das Elternhaus sie am meisten beobachten, behüten, besorgen mühte, dann kümmern sich die Eltern am wenigsten um die Kinder; sie gehen ja in die Schule. Mag die Schule dazusehen. Und doch kann gerade sie fast nichts ausrichten. Aber dafür fahren die Eltern fort, die Kinder mit Puppennamen zu benennen: Buzi, Puntju, Jlli, Nuschi.

Grotesk aber wird die Sache, wenn dann ältlich gewordene Menschen noch immer mit ihren Säuglingsnamen gerufen werden; ach über ein Mausli mit vier Kindern und einer Taille von 80 cm; ach über einen brummigen, glatzigen, fettbäuchigen Schnuckli! Ganz sachungemäß aber und für die Beteiligten gewiß auch nicht wünschenswert ist es, wenn jemand auch nach der Verheiratung ein „Mädi“, im Hermannstädter Dialekt eine „Medi“ bleibt.

Nun verwechselt man aber Abkürzungsnamen nicht mit Zärtlichkeitsnamen: Hans, Mäsch, Käthe, Pieje ersehen recht prattisch die unbequem langen Kalendernamen Johannes, Michael, Katharina, Elisabeth und haben mit Zärtlichkeit nichts zu tun. Aber auch sie dürfte man nicht immer behalten. So würde der fröhlich frische Hans wohl für das erste Jugenddrittel des Lebens, der bürgerlich biedere Johann für die gesetzten Mannesjahre anzuraten sein, während nach Erklammerung höherer innerer und äußerer Ehren der feierlichere Johannes sich einstellen sollte.

Das führt zu dem Gedanken, daß eigentlich der Name ein Ausdruck der Persönlichkeit sein sollte. Da ist es ja ein Jammer, daß die Namengebung erfolgt, wenn man noch gar nichts von der Persönlichkeit des Säuglings ahnt. Dann bekommt man etwa eine Brunhilde mit abfallenden Schultern und finstigem Teint und einen Siegfried mit X- oder O-Beinen. Ein Kenner semitischer Idiome hat mir versichert, daß Michael auf deutsch soviel heißt als „Kraft des Herrn“. Aber es ist doch manchmal für einen irdischen Durchschnittsmenschen schwer, nun unter dieser hochtönenden Etikette entsprechend durchs Leben zu wandeln.

Es ist eigentümlich, wie das rein akustische Zusammenklingen der Laute einem Namen einen eigenen Charakter verleihen kann. Der Vokal i am Ende des Namens hat etwas Spitziges, zierliches an sich, etwas, das kleine herzige Dimensionen suggeriert. Im Zusammenhang mit anderen Lauten wie z. B. in Selmi, Hansi ruft es die Vorstellung von etwas Graziosem, Sylphidenhaftem hervor. Dafür deutet das vollere a in der Form Selma, Hanna mehr auf respectable Dimensionen, daher diese Form eher kompakteren Gestalten anzuraten wäre. Warum aber nur Hannchen so merkwürdig bürgerlich solid klingt?

Es dürfte wohl allgemein zugestanden werden, daß es geschmacklos ist, in der Öffentlichkeit zärtlich zu sein. Wer aber die letzte Seite unserer Tagesblätter ansieht, findet dort Verlobungsanzeigen voll öffentlicher Zärtlichkeit. So war einmal zu lesen, daß Herr Karl A sich mit Fr. Silles B und Herr Gustav C mit Fr. Jlli D verlobt hat. Was um Himmels willen für Namen mögen wohl Silles und Jlli sein? Nun ist ja die Brautzeit jene Zeit, in der man „es“ gern in alle Rinden schnitte und selbst Rieselsteine nicht sicher davor sind, daß man „es“ hineingrube. Aber eine Verlobungsanzeige ist doch eine konventionelle Mitteilung für die Öffentlichkeit, in der Zärtlichkeit nichts zu suchen hat und die Annoncenteile der Zeitungen sind doch keine Rinden, Rieselsteine, Beete, Winde, denen man mit köstlichem Heimlichkeitsgefühl sein Geheimnis anvertraut. Offenbar wird aber die Verlobungsanzeige stets vom Bräutigam verfaßt, da die Männernamen immer die amtliche Fassung und nur die weiblichen die Roseform zeigen. Man sollte einmal die Bräute annoncieren lassen. Ob man dann zu lesen bekäme, daß Herr Schnuckli A sich mit Fr. Katharina B verlobt habe?

Ebenfalls auf der letzten Seite der Tagesblätter kann man auch lesen, daß Dodo X Klaviers, und Mithchen Y französische Stunden erteilt. Uha, das gibts also auch hier, denkt dann beim Lesen der Fremde, der von Pester oder Wiener Blättern her gewohnt ist, Annoncen, in denen Frauen mit zärtlichen Namen Stunden oder Massage ankünden, mit ganz anderen Gedanken zu lesen, als denen eines lernbegierigen Schülers oder massagebedürftigen Kranken.

Warum nur so viele Menschen mit den Namen so viele unnötige, geschmacklose Kunststückchen aufführen?

Die Frage der Eintrittspreise für Konzerte wird wieder aktuell. Hoffentlich setzt bald eine Aktion ein, der es gelingt, die Ausgaben, besonders für Saal, Reklame und Steuern herabzusetzen und so die Eintrittspreise zum Fallen zu bringen. Der schwächer werdende Besuch der tatsächlich teureren Konzerte ist aber durchaus nicht der einzige, nicht einmal der empfindlichste Mangel unseres öffentlichen Musiklebens von heute. Erfahrungsgemäß ist das ständige Konzertpublikum unserer Städte, wenn die allerärmsten auch zum Teil abgefallen sind, doch das alte geblieben. Wirklich weggeblieben sind, wie unlängst ein Kritiker im „S.-D. Tageblatt“ sehr richtig bemerkte, die Honoratioren und die Reichen (eine Ausnahme scheint nur Kronstadt zu bilden).

In der Zeit der Absperrung vom Ausland haben wir uns daran gewöhnt, uns nach Konzerten weltberühmter Künstler als nach etwas Unerreichbarem zu sehnen. Heute sind Konzertreisen nicht mehr unmöglich. An uns liegt es, die seit Kriegsbeginn fast ganz ausgebliebenen Gäste wieder herunter zu bringen. Was dazu nötig ist, ist eine rührige Zentral-

stelle, die in der Lage ist, reisenden Künstlern die Wege zu ebnen und ihnen gewisse Garantien zu bieten. Diese Zentralstelle wäre berufen, das Konzertwesen in allen deutschen Städten Groß-Rumäniens in die Hand zu nehmen und einheitlich zu leiten. Es gilt z. B. zu verhüten, daß sich, wie das eben erst der Fall gewesen ist, Konzerte verschiedenster Qualität am Anfang der Saison derart häufen, daß Ausnahmsfähigkeit und Beutel des Publikums, das in Unkenntnis oder noch bevorstehender Konzerte keine richtige Auswahl treffen kann, nicht überanstrengt werden.

In diesen und vielen anderen Beziehungen muß sehr bald etwas getan werden. Ob ein siebenbürgischer Konzertverein geschaffen werden soll, oder ob vorhandene Organisationen solche Aufgaben übernehmen sollen, ist Sache der Durchführung. Die Leitung aber braucht Sachkenntnis, Arbeitskraft und Idealismus, um die unbedingte Autorität zu werden, die allein das gefährliche Versinken unseres Musiklebens in Unkultur aufzuhalten vermag.

## BCU Cluj / Central University Library Cluj Literatur

Kritik der Kritik. Dr. Alfred Roth unterzieht meine Besprechung des „Vorberichts zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen“ von R. Esaki einer Kritik, die sich auf einem, vielleicht von Roth gewollten, Mißverständnis aufbaut. Ich habe wörtlich gesagt: „Esaki beweist also in seinem ‚Vorbericht‘ Seite für Seite, daß die Dichtkunst bei den Siebenbürger Deutschen bis in die vierziger Jahre, die Literaturwissenschaft aber noch länger, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, bloß als Liebhaberei betrieben wurde.“ Roth nun wirft mir vor, ich hätte alle vor Esaki erschienenen heimischen literargeschichtlichen Arbeiten, auch die von A. Schullerus und O. Wittstock, als Dilettantismus und Kindereien bezeichnet. Gerade die Monographien „Michael Albert“ von A. Schullerus aber (ed. 1898) und „Josef Marlin“ von O. Wittstock (ed. 1894), die Roth mir mit der liebenswürdigen Bemerkung entgegenhält, daß ich sie wohl schwerlich auf ihren wissenschaftlichen Wert geprüft haben könnte, sind eben erst „gegen Ende des 19. Jahrhunderts“ erschienen,

gehören also unter diejenige heimische Literaturwissenschaft, die ich in meinem oben zitierten Tage für jeden, der lesen kann, als über die Liebhaberei hinausgewachsen bezeichnet haben.

Der einzige sachliche Vorwurf, den Roth gegen meine Besprechung erhebt, ist somit entkräftet. Roth wollte eben nicht richtig lesen, oder er konnte es nicht in seiner Eier, meine Ausführungen herunterzusehen. Sogar die Namen A. Schullerus und O. Wittstock hatte ich im Manuskript des oben zitierten Tages in Klammern eingefügt, habe sie aber nachträglich gestrichen, weil ich sonst noch andere hätte anführen müssen, und Name ja ohnehin „Schall und Rauch“ ist.

Auf die übrigen, rein subjektiven Behauptungen Roths, die unterspielt sind mit giftigen persönlichen Ausfällen — wie: „enthusiasmierter Besprecher“; „das ist eine mit feinen Phrasen wegzuleugnende Tatsache“ u. a. — lasse ich mich nicht ein, weil es mir zu schade um die Zeit ist. Das Phrasen-Dreschen aber bleibt, in dem vorliegenden Falle wie auch sonst, Dr. Alfred Roth überlassen.

# Theater, Musik und Vortragswesen

Die Hermannstädter Musikkaisson 1919—1920. Als das neuerstehende „Ostland“ die Schar seiner Mitarbeiter für das Gesamtgebiet unserer Kulturbestrebungen anwarb, da stellte auch ich meine Erfahrungen und Beobachtungen auf musikalischem Felde mit mehr Bereitwilligkeit als Voraussicht zur Verfügung. Denn mein eigentümlicher Ruhestand (*lucus a non lucendo!*) voll mich unvorgesehen bedrängender künstlerischer und sonstiger Unruhe brachte mit sich, daß ich eine regelmäßige Berichterstattung schon dem zweiten Jahrgang schuldig bleiben mußte. Da jedoch unsere Tagespresse über alle Vorkommnisse im Hermannstädter Musikleben *a tempo* berichtet, so wird eine allgemeine Übersicht über den von mir versäumten Zeitraum genügen, diese musikalische Lücke auszufüllen. Ohnehin entspricht es auch den hochgeistigen Zielen dieser Zeitschrift, die Erscheinungen unseres Kulturlebens von einer höheren Warte zusammenfassend zu betrachten, die allein zielwidrige Umwege und falsche Bahnen warnend erkennen läßt.

Meinen letzten Bericht schloß ich mit der Bemerkung, daß die Nachwehen des Krieges weder unseren Vereinen und ihren Solisten, noch auch den Dirigenten ihre Arbeit erleichtert haben. Dies wollte besagen, daß das Bedürfnis nach ernstem und vergnüglichen Darbietungen der Musik seine Befriedigung wie sonst in der Friedenszeit gefordert und erhalten hat, wobei die nicht bloß „nicht erleichterte“, sondern durch innere und äußere Behinderungen unglaublich erschwerte Arbeit den Dirigenten zufiel. Und wie würde ihnen die künstlerische Aufgabe geradezu verleidet, wenn infolge von unausweichlichen Programmänderungen durch behördlich um Wahrung des Staatswohles auch noch im Bereich des Notenschlüssels bekümmerte Anglistlichkeit — *rei publicae salus!* — Störungen, Lokal- und Terminfatalitäten in den festgefügtten und forumreifen Plan bescherte! Aber was mußten und müssen nicht Hermannstädter Dirigenten alles ertragen! Für tausend Aufführungsverlegenheiten geschult und gewappnet scheinen sie stets mit zufriedener Miene den Taktstock zu führen und heimsen ihren gewohnten Beifall ein, was stereotypisch auch die Saison 1919—1920 kennzeichnet.

Doch noch bevor diese Saison mit kalender-

üblicher Berechtigung einsetzte, präludiverte ihr schon der Sommer mit Musiken aller Art, vom gesungenen, gestrichlenen oder auch Klavier-Solo an bis zur Fülle des Chorklangles hinauf. Als ob der Musikverein mit seinem Kirchenkonzert zugunsten des Frauenvereins zur Erhaltung der Mädchenschule am 2. Juli hiezu das Signal gegeben hätte, wetteiferten mit den Gratistristlern der Lerchen und Nachtigallen um die Hundstage herum Konzerte über Konzerte, die bald im Unikum, bald im Saale des rumänischen Museums, bald im Freien die Überleitung von Saison zu Saison besorgten. Es waren dabei bedeutende Künstler von Klausenburg, Bukarest und Berlin, denen sich auch zwei einheimische Kräfte, Fräulein Anna Voileanu und Herr G. Koricanski ebenbürtig zugesellten; ihre Leistungen rühmte die Kritik, während sie das Benehmen des Publikums tadeln mußte. Mit Recht! Zu spät kommen, geräuschvoll den Platz suchen und dann auch noch rücksichtslos konvertieren, schändet ein ernstes Konzert und degradiert Künstler in unangebrachter Ansicht und Weise längst verschimmelter Zeiten zu elenden Lustigmachern, die sich um Bezahlung der Öffentlichkeit hergeben. Wohl ist der Stand der Musiker aus der mittelalterlichen Gilde der fahrenden Spielleute („barende lüte“; weil sie Geld und Gaben begehrten, auch „Gehrende“ heißen) hervorgegangen, deren Ursprung wieder in der altrömischen Kunstgenossenschaft der verachteten Gaukler und Wimen zu suchen ist, deren Aberreste sich nach Gallien und Germanien verließen. Was im Verein mit Musik der Berufscharakter dieser heimat-, recht- und schutzlosen fahrenden Spielleute war, verrät sehr deutlich ihre verfängliche Nomenklatur: *scurra mimus, histrio, thymelicus, saltator, scortator* u. dgl. Mag auch die Entwicklungsgeschichte der Tonkunst den fahrenden Spielleuten manche wertvolle Ererungenschaften verdanken, ihr wüßtes Treiben im Verein mit den fahrenden Spielweibern (*spilwip = scortum*) hat die Musik dennoch bei Zeitgenossen und Nachkommen um jedes anständige Ansehen gebracht. Die niedrige Auffassung, die sich hieraus für die Musik ergeben hat, ist infolge natürlicher Vererbung und noch mehr infolge Mißbrauchs der edlen Kunst zu niederen Zwecken heute noch der gemeinen Masse ebenso eigen,

wie dem „Gebildeten“, dessen Verständnis nur an ihren Sinnenreiz, keineswegs aber an ihre Geistigkeit hinanreicht, die sich nur aufmerksamer Andacht offenbart. Darum muß Hermannstadt, das seit jeher den Konzerten verständnisvolle Rücksicht entgegengebracht hat, diesen europäischen Begriff ernstster Konzerte sich um jeden Preis zurückerobern und ihn auch gegenüber Konzertsförnern jeden Standes betätigen.

Der Eifer dieser Solokonzerte behinderte unsere Männergesangsvereine in der Erfüllung ihrer Sommeraufgaben in feiner Weise; war es doch nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft die Zeit der abendlichen Erholung in Gärten und der Ausflüge aufs Land. Nachdem „Männerchor Germania“ seine Sommerliedertafel schon im Juni gegeben hatte, tat der „Hermannstädter Männergesangsverein“ Anfang August daselbe, worauf die Germania in Heltau mit der dortigen Liedertafel konzertierte und der Männergesangsverein seine Sängerschaft nach Michelsberg und die Konzertsfahrt nach Temeschwar unternahm. Die Sangeslust und der künstlerische Wert dieser Vereinsleistungen haben sich bewährt. Zu bemerken habe ich nur, daß für Auführungen im Freien die akustische Wirkung vorher durch sehr genaue Erprobung sichergestellt werden muß und daß für Gedeihen und Bestand des ernststen Musikwesens in Hermannstadt eine regere Beteiligung der Sängere an der Betätigung der hohen Ziele des Hermannstädter Musikvereins, wovon allein die wertvollste Befruchtung der eigenen idealen Ziele der Männergesangsvereine selbst erfolgen kann, nicht genug dringlich zu wünschen ist.

Wenn ich noch von den späteren Solokonzerten meine Anerkennung über den Abend des uns stets willkommenen Dr. Hans Copony mit Paul Richter von Kronstadt, über das Orgelkonzert des blinden Orgelspielers Adolf Weiß, ebenfalls von Kronstadt, des blinden Pianisten Karl Mathes von Temeschwar und über den herrlichen Viederabend unserer Frau Adele Reissenberger-Umling ausspreche, darf ich die sonderbare Behauptung der Tagesblattkritik über die von Frau Reissenberger-Umling gebotene Haydn-Urie (aus „Ritter Roland“) nicht mit Stillschweigen übergehen, sie habe „verstaubt anmutend“ gewirkt. Haydn und verstaubt? Nein, noch lange nicht und wenn Kunstverständnis bestehen bleibt, nie! Denn an Kunstwerke aller Kunstepochen darf man nur vom Zeitgeist der betreffenden Kunstepochen er-

füllt und getragen herantreten und ja nicht mit ausschließlich modernen Anschauungen. In diesem Sinne nur sind Kunstschöpfungen unvergänglich und darum tut den Modernen Richard Wagners Mahnung not: „Verachtet mir die Meister nicht, ehrt mir ihre Kunst!“ Aber vollkommen Recht hat das Tageblatt, wenn es dem die Solistenabende (1919) abschließenden Violinkonzert der Frau Elsa Hezel v. Heldenberg nachsagt: „Die Violinstücke neigten sich mehr dem Bravourösen, Brillanten zu, als der gehaltvollen ernststen Musik“; denn ich und mit mir alle ernststen Zuhörer, wir hätten für eine einzige gediegene Sonate gerne fast alles Übrige eingetauscht. Nur der Vortrag von geistvollen Meisterwerken kann die Kenner befriedigen und unsere junge Geigergeneration für das höchste Ziel der Violinkunst begeistern, wozu unsere Meisterin viel mehr berufen ist, als technisch zu blenden.

Die Kammermusik-Vereinigung hält, was sie sich vorgenommen und hat sich im Verlaufe der Saison 1919–1920 ihren Bestand neu gesichert. „Inzwischen hat“, wie das Tageblatt kundgab, „an dem konfessionslosen Rinde, der Kammermusik-Vereinigung, der Musikverein Pate gestanden und unter seinen schützenden Flügeln werden nun die weiteren Schritte unternommen.“ Ihre sechs Konzerte brachte Dr. Ranko Burmaz omnibus remis velisque zustande. Die Erläuterungen zu den aufzuführenden Werken, darunter auch zu meinem Kompositionsabend, die er vorher im Tageblatt veröffentlicht hatte, gaben den Zuhörern dankbare Winke zu eingehenderem Verständnis. Das Gedeihen dieser Vereinigung ist künstlerische Verzinjung der kostspieligen Wiener Kammermusikstudien des Herrn Dr. Burmaz und für unser Musikwesen reicher Gewinn.

Aber gar so überkritisch und vom überhitzten Rofse herab, wie unsere Tagespost in der Besprechung des M. Reger- und R. Straußabends, darf man weder der Kammermusik-Vereinigung, noch der Leitung des Musikvereins Urteile und Wünsche dekretieren, denen nachzukommen eine mächtige Fee an Stelle Hermannstadts Wien herzaubern müßte! Murrst doch der betreffende Berichterstatter, das erwähnte Konzert verdiente den Namen eines „Reger-Strauß-Abends der Kammermusikabende des Hermannstädter Musikvereins“ eigentlich „nicht ganz“, — „insoferne uns weder Reger, der absolute Musiker, in seinen späteren, viel-

fach schildernden (! will wohl heißen: schildernden) . . . . Stilwandlungen, noch Richard Strauß, der Komponist der verschiedenen symphonischen Dichtungen, der „Salome“ (!!) usw. näher gebracht wurden.“ — „Die Konzertleitung mag es sich angelegen sein lassen, uns auch mit den beiden Meistern in ihrer Reifezeit bekannt zu machen.“ Gott, wie ungerecht und wie naiv! Ungerecht, denn ich habe „Wandrer's Sturmlied“ von Strauß kurz nach seiner Veröffentlichung am 14. Dezember 1888 aufgeführt, nachdem ich dazu eine Erläuterung geschrieben hatte, von deren Separatdruck Strauß sich mehrere Exemplare erbat, und die auch Besprechungen in Deutschland zum Muster gedient hat. Die Partitur dieses Werkes setzt einen sehr starken Chor voraus und ist auch unter dieser *conditio, sine qua non* instrumentiert, so daß ich eine schwierige Reduzierung des Orchesters für unsere Aufführung vornehmen mußte, die schon geschehen war, als sie Strauß selbst von mir verlangte. Das C-Moll-Klavierquartett habe ich öfters mit B. v. Heldenberg, Möckel und Hermann Zuhörern vorgespielt; kaum daß Niblinger Strauß' Lieder herausgegeben, habe ich sie beschafft, um für Strauß' Schule zu machen, — doch war das alles damals für die Öffentlichkeit noch nicht reif. Meine ersten Bemühungen um Reger fanden keinen Anklang. Erst als uns Kräfte für das Neue herangewachsen waren, durfte man an Strauß und Reger näher herantreten. Aber Salome? Hat denn dieser Kritiker eine Ahnung von dem Kampf und der Mühe, die es mich kostete, eine Wagneroper, den fliegenden Holländer, bei uns zu ermöglichen? Ich kann der bei uns bereits amerikanisch emporwuchernden Großmannsucht nur die Frage entgegenstellen, kann der Papa dem Kind zu seinen übrigen Spielstücken den schönen Mond herunterholen? O ja, aber erst wenn Hermannstadt in der Lage sein wird, die erforderliche lange Leiter aufzustellen: das modern besetzte Orchester!

Eine glänzende Überraschung für Hermannstadt waren Herrn Alfred Nowaks Symphonieabende zugunsten des Unterstützungs- und Pensionsfondes der Stadtkapelle, die mit großem Orchester stattfanden. Die ungewöhnlich klangvolle Tonfülle des Streicherchors, dessen Besetzung das Orchester bis auf 70 Mitwirkende brachte, hielt der Bläserbatterie namentlich in den modernen Tonstücken vortrefflich stand. Im

Stadttheater, mit dessen für symphonische Musik ungeeigneter Akustik man sich in Ermangelung eines geeigneten Konzertsaales abfinden mußte, waren bei der Erstausführung die Streichinstrumente klanglich sogar weit über sämtlichen Blasinstrumenten, die sich hier zwischen den Kulissen die merkwürdige Wirkung einer Blasmusik „*con sordini*“ zuschulden kommen lassen, mußten. Aber als man 1920 wieder in das Gesellschaftshaus einziehen durfte, da war das Spiel dieses Orchesters mitunter überwältigend, zumal der Aufführung sehr eingehende Proben vorausgegangen waren. Freilich, wo die Figuren — und Läufer präziseste Einheitlichkeit oder die einander blitzartig hauchende Einsätze rhythmische Unfehlbarkeit bedingten, da litten diese Stellen unter der taustverschwoommenen Behäbigkeit einiger Geiger, die hier unserem Ohr und Auge den Saul unter den Propheten zum besten gaben. Diese einzelnen Vorfälle mindern jedoch gegenüber der sonst erreichten Gesamtwirkung unsere Anerkennung der seltenen musikalischen Tat durchaus nicht, die uns aufrichtig Dank zollen heißt.

Der Hermannstädter Musikverein war das ganze Jahr 1919 hindurch zur Unehre der Stadt der Saiten und Gesänge wegen der oben erwähnten Ermangelung eines geeigneten Konzertsaales, dessen sich nur das Kino rühmen durfte, noch immer auf Kirchenkonzerte angewiesen und mußte aus diesem einzigen Grunde den ganzen großen Schatz der weltlichen Tonschöpfungen beiseite liegen lassen. Nachdem ich mich als Dirigent des Vereins in seinem Kirchenkonzerte am 27. Mai 1919 außer zwei Kompositionen meiner früheren Schaffenszeit mit einer Auswahl meiner für den Schülerchor der ev. Mittelschulanstalten und für die ev. Kirchengemeinde hier geschaffenen kirchlichen Tonwerke verabschiedet hatte, beschloß der Musikverein seine Vereinsaufgaben für das erwähnte Jahr — wie ja eben anders nicht möglich — wieder mit einem Kirchenkonzert am 21. Dezember unter meiner Leitung, die ich bis zur Wahl meines Nachfolgers dem Verein noch zur Verfügung gestellt hatte.

Letzten Endes geleitete der Arbeiter-Bildungsverein, der unter Herrn R. Glückseligs Leitung wacker emporstrebt und seine Liedertafel schon im November gegeben hatte, das Musikjahr 1919 in die Versenkung der Vergangenheit, nicht ohne fruchtbaren Samen für die Zukunft.

Diese brach für das Musikjahr 1920,

dessen erstes Halbjahr die Saison abschließen sollte, viel verheißend schon im Januar an mit dem Klavierkonzert, in dem uns Fräulein Anna Voileanu Bach, Beethoven, Schumann und Brahms meisterhaft vorführte. Das Tageblatt schließt die Kritik dieses Konzertes mit nachstehendem Apell an die Klavierbesessenen Jugend, die in den pädagogisch so anregenden Konzerten bereits ebenso zu fehlen beginnt, wie die Spitzen und Wohlhabenden der hiesigen Gesellschaft außer diesen auch in allen übrigen: „Bitte sich diese meisterhafte Technik, diesen gesanglichen Anschlag, diese ideale Handhaltung, diese Leichtigkeit in der Betätigung der Schwierigkeiten zu Herzen gehen zu lassen!“

Diesem Konzerte folgten Nowak's Symphoniekonzert II., das Hermaniakonzert, in dem ein vielversprechender Zuwachs unserer vortrefflichen Pianistinnenchar in Fräulein Irene Ungar mit schöner Anerkennung begrüßt werden durfte, dann das Konzert des Männergesangsvereins mit Frauenchor, die Kammermusikabende IV., V. und VI., das Stiftungsfest des Männergesangsvereins, das Solistenkonzert M. Theodorescu und J. Crisjan in Verbindung mit der beliebten Begleitkunst unserer Ortrun Schuster und schließlich das Konzert des Arbeiter-Bildungsvereins am Ostermontag.

Wenn ich noch die Konzerte des Musikvereins hinzufüge, die am 11. und 26. Juni 1920 endlich im schon wiedergewonnenen, jedoch musikalischen Darbietungen großen Stils peinliche Schwierigkeiten in der Säuberung und Herrichtung der Räume, in der Anpassung der Aufstellung von Chor und Orchester an das Podium u. dgl. verursachenden Gesellschaftshause stattfanden, so glaube ich eine genügende Übersicht der Saison 1919–1920 geboten zu haben, deren Gesamtbild für das Hermannstädter Musikleben ehrend ist. Und dies bei großem Mangel selbst an unumgänglichen Grundbedingungen zum Aufblühen im Sinne des Zeitgeistes!

J. E. Bella.

**Das musikalische Kronstadt.** Trotz der Abgabe der Tagung der Deutschen Groß-Rumäniens fanden die beiden Konzerte, die im Programm vorgesehen waren, statt. Das Konzert der Burzenländer Gesamtlehrerschaft nahm unter der Leitung des Herrn Stadtkapellmeisters P. Richter einen würdigen Verlauf. Ist es doch das erste Mal, daß die Lehrerschaft eines Bezirkes sich zu einer so gediegenen Darbietung zusam-

menschießt. Gleichzeitig wird allen Zuhörern deutlich vor Augen geführt, welchen Kulturfaktor in unserem Volke der so ärmlich gezahlte Lehrer darstellt. Das Konzert wurde durch eine Orgelsonate, von P. Richter komponiert und vorgetragen, eingeleitet; wir haben sie nun in rascher Folge zum zweitenmal in Kronstadt gehört und glauben so sicherer zum Urteil zu gelangen. Sie enthält im zweiten und dritten Satz eine Menge Schönheiten, die ganz die Begabung des Komponisten verraten, doch ist die Epik des ersten und letzten Satzes so wenig überzeugend, daß wir dem Komponisten wünschen, die Lyrik als eigentliches Betätigungsgelbied zu immer reicheren Entfaltung zu bringen. Der Chor der Lehrerschaft ist absolut zuverlässig und wundervoll durchbildet, seine Leistungen unter der umsichtigen, erfahrenen Führung geradezu vorbildlich, so daß das ganze Programm auf dessen Einzelheiten hier nicht der Platz ist einzugehen, eine Reihenfolge von sich steigenden Schönheiten bot.

Der Künstlerabend des deutschen Casinos (ehem. Moderne Bücherei) bewegte sich ausschließlich in den Bahnen musikalischer Veranstaltungen. Das Programm befrucht die Kronstädter philharmonische Gesellschaft, Prof. Rudolf Malcher (Geige) und Konzertsänger Dr. Hans Copony (Tenor). Die unvollendete H-Moll-Symphonie von Fr. Schubert gelang auch diesmal vorzüglich. Rudolf Malcher mit Orchesterbegleitung zu hören, bildete einen besonderen Genuß, wenn auch das Souvenir von Wieniawski, weder dem Künstler noch uns zuliebe oder beide gewählt wurde, sondern weil es einfach mit Orchesterbegleitung allein vorhanden war. Daß er es meisterhaft spielte, ist so selbstverständlich, wie das Gelingen der Faustphantasie von Sarasate als zweiter Nummer. Wir können auf ihn nur stolz sein. Ebenso auf unseren Tenoristen Copony, der zwei Wagnerstücke mit Orchesterbegleitung sang (Winterstürme wichen dem Wonnemond, Gralsbergjähling). Es ist zu bewundern, wie er mit seinen hervorragenden Stimmmitteln selbst die widerpenstige Musik der Reboute meisterte. Seine Stärke liegt eben auf dem dramatischen Gebiet.

Das deutsche Kasino aber bewies mit dieser Darbietung, daß es auf dem besten Wege ist, den längst ersehnten gesellschaftlichen und künstlerischen Zusammenschluß in Kronstadt durchzuführen oder wenigstens vorzubereiten.

Hk.

# Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

## Lösung des Problems 20 von Friedrich Frank in Baaken

Die Stellung verführt außerordentlich zu Scheinlösungen; 3. B.  $D b 3 - b 2$ ,  $e 2$  oder  $b 5$  scheitern nur an  $T n. e 4$ ; ebenso  $e 4 - e 5$  + nur an  $T e 4 - e 4$ . — Der richtige erste Zug ist  $D b 3 - e 3!$ , droht  $S f 5 - d 4 m.$ , was 3. B. nach

a) ...  $h 5 n. g 4$  zu einem reinen Mattbild führt; bei einem anderen Zug von Schwarz (3. B.  $e 2 - e 1 D$  oder  $T n. D$ ) bleibt allerdings bei diesem Mattzug das Feld  $f 5$  doppelt beherrscht.

Sucht dagegen Schwarz die Drohung zu verhindern, ergeben sich folgende Varianten, bei denen die Mattbilder zwar nicht rein, die Züge aber reizvoll sind:

b) 1. ...  $L h 6 n. D e 3$  oder beliebig anders außer  $f 8. 2. S f 5 - g 7 m.$

c) 1. ...  $S g 3 n. f 5$  oder anders  
2.  $D n. T m.$

d) 1. ...  $g 6 n. f 5$   
2.  $D n. L m.$

e) 1. ...  $d 8 - d 5$   
2.  $D e 3 - b 6 m.$

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Hellmut Gorix, Gymn.-Quint.; Edmund Holth, Beamter; Hans Mayer, stud. techn., alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Sim. Sam. Moldovan, Beamter in Oravița (Banat); Ludwig Kamilli in Schäßburg; Martin Gohn, Uhrmacher in Zeiden; W. Wittstock, Oblt. in Broos.

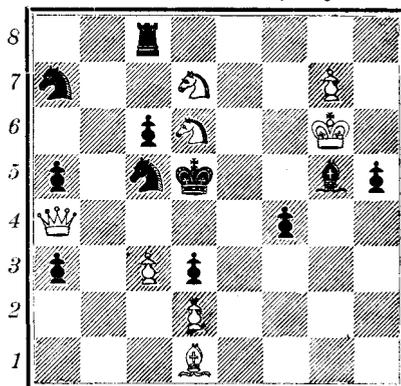
## Problem 22.

Von Hellmut Gorix in Hermannstadt.

Herrn Valerius Quintu, dem lebendbürgischen Meister der Problemkunst, in Verehrung gewidmet.

Schwarz (11 Stück).

a b c d e f g h



Weiß (8 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Dieser Dreizüger, mit dessen Widmung unser jüngster Problemkomponist seinem ältesten Kollegen seine Hochschätzung und seinen Dank für erhaltene Anregungen ausdrückt, ist ein recht braves, schönes und nicht sehr leichtes Werk.

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind bis zum 20. Dezember an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9, einzusenden.

## Mitteilungen der Schriftleitung

Der bekannte Wiener Komponist Ferd. Rebay ist erster Chorleiter des Schubertbundes und der Singakademie in Wien und soll in nächster Zeit an Stelle des zur Leitung der Berliner staatl. Hochschule für Musik und darstellende Kunst berufenen Franz Schreker zum Professor an der Wiener Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst ernannt werden. Der Schriftleitung ist es gelungen, diesen hervorragenden Wiener Musiker als ständigen Mitarbeiter zu ge-

winnen und werden wir in der nächsten Zeit von ihm fortlaufende Aufsätze über „Musik und Musiker der Gegenwart“ bringen.

\* \* \*

Unvermutet eingetretener technischer Hindernisse wegen erscheint dieses Heft ohne Kunstbeilagen. \* \* \*

Die nächste Nummer unserer Zeitschrift erscheint als Sonderheft zu Beethovens 150. Geburtstag.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporergasse 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt.

Zensuriert durch: Cenzura Sibiiu.